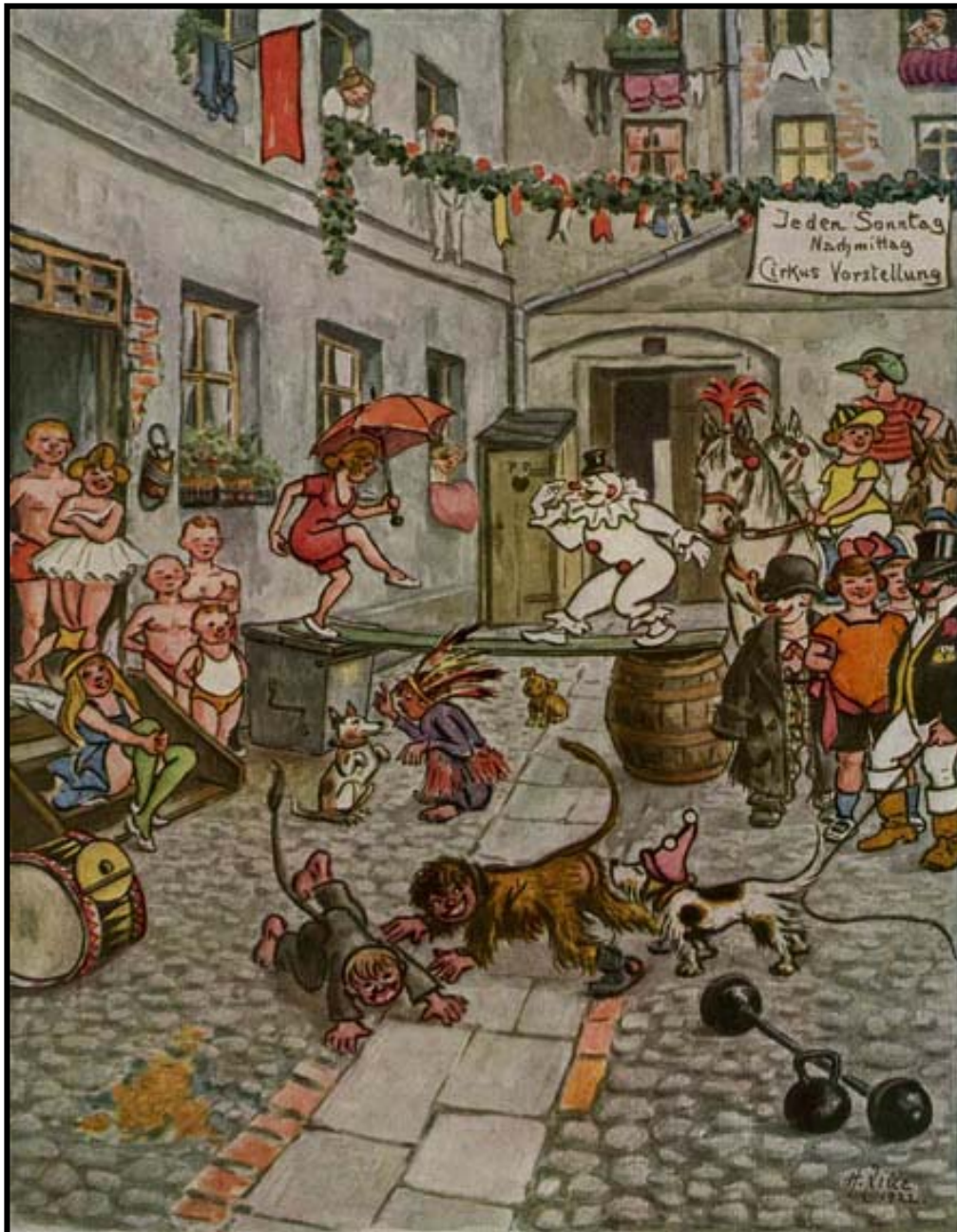


Untersuchung zur laienlinguistischen Spracherkennung und Spracheinstellung am Beispiel des Berliner Dialektes

Hausarbeit im SoSe 2015 bei Yvonne Hettler
im Seminar II *Regionale Konzepte und Salienz*
am Germanistischen Institut der Universität Hamburg



Zille sein Milljöh im Alt-Berliner Hinterhof (Heinrich Zille, 1922)

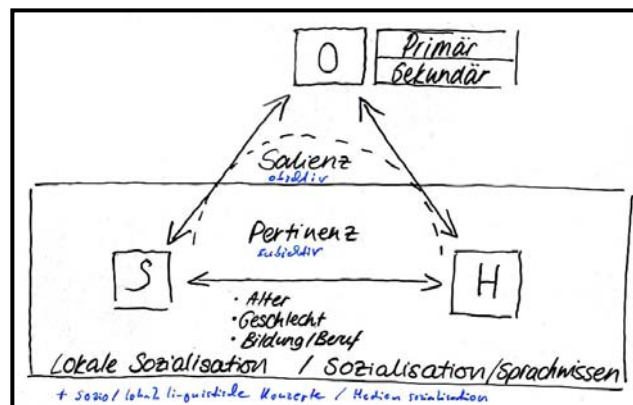
eingereicht im Oktober 2015 durch
André Schlecht (8. Semester BA Bautechnik / Deutsch, Matr.Nr. 6359179),
Adlerstraße 16, 22305 Hamburg, Tel.: 0162 8149064, E-Mail: as@archivaria.de

Gliederung

1.	<u>Einführung</u>	S.2-4
2.	<u>Versuchsaufbau</u>	S.4-15
2.1	Die Korpora	S.4
2.2	Linguistische Disposition	S.6
2.3	Die Sprachproben	S.7
2.4	Fragebögen und Durchführung	S.12
3.	<u>Auswertung:</u>	S.15-22
3.1	Einzelanalysen der Sprachproben	S.15
3.2	Sprachtechnische Gesamtanalyse	S.17
3.2.1	Die Merkmals-hierarchie	S.17
3.2.2	Kleine Methodenkritik	S.21
3.3	Soziolinguistische Aspekte	S.22
4.	<u>Fazit</u>	S.28
5.	<u>Quellen</u>	S.33
6.	<u>Anlagen</u>	viermal A4
I	Teilauswertung (Kladde) der Seminarübung Ü45	
II-III	Exemplarische Lösungsbögen U25	
IV	Multimedia-Dateien sämtlicher Sprachproben	



Bernardo gewidmet, dem letzten Berliner Original



Salienzmodell der Seminarforschungsgruppe Berlin

1. Einführung

Die vorliegende Hausarbeit erörtert mit vorwiegend empirischen Methoden Fragen zur laienlinguistischen Spracherkennung und Spracheinstellung am Beispiel des Berliner Dialektes, wobei für mehrere Korpora eine quantitative und qualitative Datenanalyse unter Bezug auf mundartsprachliche Tonbeispiele eines einheimischen Sprechers geschieht. Es steht dual, dem Seminartitel entsprechend, mit dem *Salienzbegriff* einerseits die technisch-linguistische Merkmalerkennung im Fokus, andererseits durch den Begriff der *regionalen* bzw. *sozialen Konzepte* die soziolinguistische Komponente – was die etwaige Verknüpfung sprachlicher Inputs und sozio-/regiospezifischer Stereotypen nach ästhetischen, empathischen und kulturellen Gesichtspunkten betrifft. Dabei gilt für beide Felder die Frage, ob und in welchem Maß die Wahrnehmung objektiv feststehenden sprachlichen Stimuli bzw. Triggern folgt oder subjektiv variabel aus der kommunikativen Situation und persönlichen Disposition vor dem soziohistorischen Hintergrund resultiert.

Was den Schwerpunkt der sprachlichen Merkmalerkennung betrifft, werden zum Abgleich mit den konkreten Versuchsergebnissen die Salienztheorien Schirmunskis, Auers und Purschkes vorausgesetzt. Dabei führt Victor Schirmunski¹ schon um die Jahrhundertwende jenen Salienzbegriff in die linguistische Forschung ein, welcher den sprachtechnischen Input durch sog. *primäre* bzw. *sekundäre* (gleich: mehr oder weniger auffällige) Reize in der Vordergrund stellt; als maßgebliche Indikatoren der Auffälligkeit führt Schirmunski die sog. "deutlich differenzierbaren Doppelformen" – mundartsprachliche Merkmale von hoher Standardschrift-Lautsprachendiskrepanz – sowie vornehmlich die phonetische Markanz (konsonantischer versus vokaler Lautwechsel) auf der Basis umfangreicher Phonem-Tabellen auf. Spätere Forschungen durch u.a. Peter Auer und Christoph Purschke sind zunehmend sozialwissenschaftlich orientiert und erweitern den aus der Sprachforschung ursprünglich weitgehend technisch fokussierten Salienzbegriff um eine größere Bandbreite situativ und subjektiv bedingter Variablen.

So erschließt Auer², vom herkömmlichen Stimulus ausgehend, das Feld der Perzeptionsprozesse durch eine zunehmend soziologisch fokussierte dreieibige Hierarchie: Am Anfang steht unter dem Begriff der *physiologisch bedingten Salienz* weiterhin das Sprachmerkmal als Stimulus vor dem Hintergrund des kollektiven Sprachbewusstseins (mentaler Gesamtkatalog). Mit der *kognitiv bedingten Salienz* setzt er dann das Sprecher-Hörer-Verhältnis in den Vordergrund und beleuchtet quasi dialektisch den Gegensatz von Merkmalsebene (vorausgesetztes Sprachbewusstsein) und individueller Hörer-Disposition (tatsächliche Sprachkompetenz). Mit der *soziolinguistisch bedingten Salienz* rücken zuletzt über das technische Allgemein- bzw. Individuellwissen hinaus die subjektiven *Einstellungen* (gleich: Konzepte) in den Fokus.

Christoph Purschke³ ersetzt schließlich Begriff der Salienz durch die *Pertinenz* – diese richtet das Augenmerk vornehmlich auf die kommunikative Interaktion. Die Wahrnehmung wird als "Vermittlungsprozess zwischen dem Selbst und der Umwelt" verstanden, wobei eine Wechselwirkung zwischen *Salienzpotenzial* (Auffälligkeit vom Merkmal ausgehend) und *Salienzperzeption* (hörerseitige Interpretation) besteht sowie die perzeptive Diskrepanz zwischen *Bottom-up-Verarbeitung* (stimulusindiziert) versus *Top-down-Verarbeitung* (erwartungsindiziert) zu beobachten ist –

¹ Schirmunski: Aufsätze zu Salienzstudien.

² Auer: Anmerkungen zum Salienzbegriff.

³ Purschke: Zur Theorie von Salienz und Pertinenz.

letztere im häufigen Kontext von Sprachkonzepten wirksam durch z.B. soziolinguistische Vor- (stereotype Laut- bzw. Charakterbilder) und sprachtechnische Fehltritte (Merkmalsunterstellung).

Im Zuge der seminarbegleitenden laienlinguistischen Datenerhebung⁴ wurde, auch schon im Vorblick auf diese Hausarbeit, auf der Grundlage der damaligen Untersuchungsergebnisse ein eigenes Salienzmodell entwickelt (siehe Graphik S. 1), welches einerseits auf objektiv nachweislichen Merkmalen fußt, andererseits die soziologischen Variablen berücksichtigen möchte: Dem ersten Block mehr oder weniger salient erachteter sprachtechnischer Stimuli (Objekte O) gegenüber, welcher – unter besonderer Berücksichtigung der Schriftsprachenkongruenz, stark auffälliger phonetischer Lautwechsel sowie lexikalischer Merkmale – einen gewissen Anspruch auf Messbarkeit erhebt, wird im zweiten Block die kommunikative Interaktion von Sprecher (S) und Hörer (H) zusammengefasst, wobei durch eine Reihe *pertinenter Faktoren* das individuelle und kollektive Wahrnehmungsverhalten bzw. –Vermögen variiert und anzunehmen ist, dass ein stufenlos fließender Übergang zwischen salienten und pertinenten Parametern besteht; dabei dürfte die artifizielle Situation im Rahmen der Versuchsdurchführung eine wichtige Rolle spielen, indem durch gruppenspezifische Prozesse Maß und Art der Wahrnehmung wechseln und möglicherweise zur Verfälschung von Ergebnissen führen.

Die Analyse unserer Datenerhebung soll sich sozusagen dialektisch mit dem hier vorausgesetzten Arbeitsmodell reiben. Es wird am konkreten Beispiel spezifischer Korpora – die keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit zur allgemeinen Übertragung erheben – die Spannbreite zwischen Salienz und Pertinenz aufgezeigt und der Versuch einer merkmalsstechnischen Hierarchie betrieben, welcher den Stellenwert lexikalischer, grammatikalischer und phonetischer Aspekte vergleicht; dabei stellt sich auch die Frage nach der methodischen Tauglichkeit von Schrift- versus Hörprobenperzeption.

Zum Schwerpunkt der Spracheinstellung sei die Frage erörtert, inwieweit persönliche bzw. kollektive Konzepte kausal wechselwirksam einerseits die sprachtechnische Wahrnehmung zu verändern vermögen (Stichwort: Erwartungshaltung für bestimmte saliente Merkmale), andererseits durch (mundart)sprachliche Trigger spezifische Assoziationen weit über die Sprachebene hinaus forciert werden und ob diese Querverbindungen objektiven Kriterien standhalten.

Dass die soziolinguistischen Verknüpfungen der Sprachperzeption wahrscheinlich immer nur als temporäre Variablen wirken, erschließt Markus Hundt⁵ aus seinen Dialektstudien u.a. zu empathischen und pragmatischen Gesichtspunkten, wobei er resümiert, dass die Beurteilung einer Mundart bzw. die Assoziation von Charakterbildern stets nur eine subjektive sei, welche sich vor dem wechselvollen soziohistorischen Hintergrund vollziehe, aus der konkreten Kommunikationssituation erschließe, vor allem aber von der spezifischen Sozialisation (Herkunft, Alter, Bildung, Geschlecht) von Gewährspersonen⁶ abhängen. Unter Berücksichtigung dieser Faktoren ist auch aktuell die zunehmende Domänisierung (Nischenbildung) und schwindende Akzeptanz des Mundartgebrauchs festzustellen, indem ein Verdrängungsprozess durch negativ besetzte Assoziationen (soziale Stigmatisierung) geschieht⁷.

⁴ Forschungsgruppe Berlin (Studenten Hardenberg & Schlecht) im Juni 2015.

⁵ Hundt: Lehrmaterial zur Dialektbewertung.

⁶ Ders.: Lehrmaterial zur Dialektbewertung: *Beliebte und unbeliebte Dialekte*, S. 22 ff.

⁷ Vergl.: Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung: *Dialektpragmatik*, S. 441 ff.

Dazu fragt Janin Wölke: "Gibt es noch die Berliner Schnauze, was ist das überhaupt und wer spricht noch so in Berlin?"⁸ Ruth Reiher stellt ebenso die Frage im Hinblick auf ehemals als traditionell erachtete Ost- und Westberliner Sprachkonzepte vor dem Hintergrund der Nach-Wende-Ära: "Wie sieht es nun heute (nach gut zwölfjähriger) Entwicklung aus?" und resümiert, "dass die Berliner Schnauze auf dem Rückzug sei"⁹. So stellt sich auch der Zweifel nach der aktuellen Gültigkeit als "ortstypisch" erachteter Sprach- (bzw. damit assoziierter Charakter)merkmale ein, wie sie nicht nur in den Populärmedien (u.a. der Comedy¹⁰) vertreten werden sondern auch weiterhin durch sog. linguistische Standardquellen – wie gleichsam dieser Hausarbeit zugrunde liegender Almanache¹¹ – aufgeführt sind.

Ob die soziale bzw. lokale Identifikation auch gegenwärtig über (mundart)sprachliche Inputs geschieht und etwaige Sprachurteile objektiven Kriterien genügen, soll im Rahmen unserer Datenermittlung für die verschiedenen Korpora auch im Zuge von Selbstreflexion und Plenumsdiskussion erschlossen werden. Es sei der persönliche Zugang bzw. Anteil erhellet, was etwaige "Mundartpaten" bzw. mundartsprachliche "Charakterköpfe" (aus dem medialen, beruflichen oder privaten Bereich) betrifft, die Assoziation (unterstellt) "lokaltypischer Temperamente" und Ableitung spezifischer Soziotypen sowie die damit verknüpften Sympathiewerte; dabei scheint die Beleuchtung etwaiger Sprachwechsel-Prozesse im Hinblick auf die unterschiedlichen Altersgruppen vor dem Hintergrund der Vor- und Nachwende-Gesellschaft besonders reizvoll. Die Wirksamkeit individueller Selbstkonzepte im temporären gesellschaftlichen Fokus vorausgesetzt, sind höchstwahrscheinlich subjektive (bzw. Vor)urteile zu erwarten.

Ist mit der vorliegenden Arbeit – vor dem Hintergrund einer erstmals umfangreichen eigenen linguistischen Datenerhebung (sowie früherer kleiner stadtsoziologischer Erfassungen) – auch ein pragmatisches Ziel in Bezug auf die Ermittlung demographischer Daten¹² zur Verwendung im Unterricht vorgesehen, steht quasi als autodidaktische Komponente die integrale Methodenkritik immer mit im Fokus.

Der Arbeitszeitraum erstreckte sich, nach den seminaristischen Vorübungen im Juni, auf die Monate August (Grundlagenermittlung und Tonaufnahmen), September (Datenerhebung in situ) und Oktober 2015 (schriftliche Auswertung).

2. Versuchsaufbau

2.1 Die Korpora

Die meisten Probanden sind junge Erwachsene aus zwei Fachoberschulklassen der Berliner Knobelsdorff-Schule, OSZ Bautechnik I, und werden im Folgenden als **Korpus U25** geführt. Es handelt sich um Fachoberschüler im Jahrgang 12 der Bildungsgänge *Bautechnik* bzw. zum *Denkmaltechnischen Assistenten (DTA)*, mit integrierter Fachhochschulreife) zwischen 17 und 23 mit einem Durchschnittsalter von 19 Jahren; sie verfügen mind. über die Mittlere Reife, in einigen Fällen über das Abitur, und weisen beiweiten ein "Mindestmaß" an deutschen Sprachkenntnissen auf (siehe unten). Die Klassensollstärken liegen bei ca. 20 Personen; dabei besteht der aktive Korpus unter Berücksichtigung von Fehlmeldungen (sowie etwaiger

⁸ Wölke: Aufsatz 2008.

⁹ Reiher: Aufsatz 2002.

¹⁰ U.a.: Der Kleine Duden, Berliner Duden, Etymologisches Wörterbuch.

¹¹ Vergl. Fazit in: <http://www.musicline.de/de/genre/lexikon/Comedy/Dialekt-Comedy>.

¹² Methodische Grundlagen nach: Atteslander.

Versuchsboykotte) aus 32 Personen, so dass er für alle Ermittlungen sowohl zur qualitativen Auswertung taugt (Fließtexteinlassung und Plenumsdiskussion), aber auch eine quantitative Beurteilung (Listenerfassung) zulässt.

Es ist eine unerwartete – methodisch teils kontraproduktive – Homogenität zu diagnostizieren, was sowohl den gemeinsamen Wirkungskreis (Lebensmittelpunkt im Bau-/Schulumilieu), die allgemeine soziale Herkunft (einfacher Mittelstand, bedingt bildungsnah), aber auch die lokale bzw. regionsprachliche Sozialisation betrifft. Die demographische Datenerfassung weist zwar ca. einem Drittel der Probanden einen so genannten Migrationshintergrund zu, und zwar vornehmlich aus dem türkisch-arabischen, seltener aus dem polnischen und einmal aus dem russischem Sprachgebiet; es geben aber, mit einer einzigen Ausnahme, ALLE "Migranten" Deutschland als ihr Geburtsland und die deutsche Sprache als Erstsprache an – dabei werde die Muttersprache der Eltern (angeblich) manchmal noch nicht einmal als Zweitsprache verwendet bzw. häufiger (süd)westeuropäische Fremdsprachen (englisch, französisch, spanisch) aufgeführt¹³, so dass sich auf den ersten Blick kein besonderes Spannungspotenzial erschließt, was etwa die unterschiedliche Sprachwahrnehmung einheimischer oder fremdsprachlicher Probanden betrifft, wie es gerade für Berliner Korpora zu erwarten gewesen wäre¹⁴. Kongenial geben bis auf wiederum eine Ausnahme (westdeutsche Provinz, siehe Anlagen II/III) sämtliche Teilnehmer ohne Migrationswurzeln an, dass Berlin bzw. das Brandenburger Umland von Geburt an ihre Heimat gewesen sei. Der Korpus U25 ist also durchweg als "einheimisch" zu bezeichnen und annähernd einstimmig im Berliner Sozio-/Regiolekt sozialisiert. Ein großer Männerüberschuss von weit über zwei Drittel dürfte am Rande die Frage nach etwa geschlechtsspezifischer Spracheinstellung erschweren.

Im Rahmen einer seminarbegleitenden Vorübung wurden durch den HA-Verfasser bereits im Juni 2015 gleichsam empirisch, gemeinsam mit einer Kommilitonin (siehe Kapitel Sprachproben), ähnliche Fragen zur Berlinerischen Spracherkennung und Spracheinstellung erörtert. Als Gewährspersonen des Verfassers (eigenes Alter: 45) standen dabei zehn Probanden mittleren und höheren Alters zur Verfügung, die im Folgenden als **Korpus Ü45** zusammengefasst werden (siehe Anlage I) und eine dialektische Ergänzung zum hier dominierenden Korpus der jungen Erwachsenen bilden. Die "älteren Semester" entstammen zwei Wirkungskreisen des HA-Verfassers – seiner Familie (3 Personen) und den Kollegen bzw. Rentiers eben derselben Knobelsdorff-Schule (7 Personen); sie weisen, vom Alter abgesehen, (zwischen 46 und 86, mit durchschnittlich 60 Jahren) eine homogene Sozialstruktur auf (bildungsnaher Mittelstand), sind aber an verschiedenen Orten Norddeutschlands sozialisiert, so dass sich eine interessante(re) Spannbreite von (Vor)urteilen zum Berliner Regiolekt fügte, welche hier besonders berücksichtigt wird.

Die für die Hausarbeit und den Korpus U25 im August 2015 neu konzipierten Sprachproben und Fragebögen wurden schließlich noch einmal fünf der Probanden Ü45 vorgelegt, so dass ein direkter Vergleich der Korpora methodisch zulässig scheint; er machte aber unbedingt Sinn, da zwischen den Altersgruppen – vor allem im Kontext der Vor- und Nachwendegesellschaft – etwaige Abweichungen in der Sprachperzeption eher zu erwarten waren als innerhalb eines homogenen Korpus.

¹³ in einem Fall sogar Latein – wadd`n nu` loos?

¹⁴ und im Zuge der vorigen Hausarbeit aus dem SoSe 2014 zu einem entsprechend soziolinguistischen Thema zu beobachten war, wobei rund ein Drittel der Personen allein aufgrund von Sprachdefiziten praktisch leere Blätter einreichten. Der HA-Verfasser erinnert keine ähnlich homogen Klasse.

2.2 Linguistische Disposition

Zur Beurteilung potenziell mehr oder weniger auffälliger Sprachmerkmale sind folgende linguistische Ebenen¹⁵ zu berücksichtigen und hier mit Vorbehalt in einer hierarchischen Abfolge gegliedert, welche die oben erwähnten Salienzmodelle berücksichtigt sowie einen Vorblick auf die Versuchsauswertung wagt:

- Übergeordnet¹⁶: Das Maß der Standardschrift-Lautsprachendiskrepanz.
- Morphologisch-lexikalische Ebene (spezifischer Wortschatz), darin integral: Semantischer Sinnzusammenhang (*Erkennen* versus *Verstehen*).
- Syntaktische und pragmatische Ebene (Sprachverwendung):
 - Grammatikalische Besonderheiten,
 - "Wortcluster" / "Synkopen":
 Hier werden – v.a. im schnellen Redefluss – durch Elisionen (Schwunde, Tilgungen) und Kontraktionen (Verschmelzung) von Lauten, Silben, Endungen sowie ganzer Wörter verkürzte Phrasen mit teils regiolexikalischem Anspruch geschaffen, welche dann häufig als Inkunabeln für "Lokalkolorit" gelten und manchmal bundesweite Aufnahme im überregionalen Lehnwortschatz finden.
- Phonologische Ebene (Aussprache bzw. Veränderung von Lauten und Silben):
 - Konsonanten,
 - Diphthonge,
 - einfache Vokale.
- Prosodie & Intonation ("Melodie, Klang, Betonung")?
 Letztere Aspekte eher diffuser Wahrnehmung folgen mögl. sehr feinen Nuancen im phonetischen und syntaktischen Redefluss (s. Wortcluster) und können im konkreten Versuch nicht ausreichend analysiert werden.

Relevante Dialektphänomene des Berliner Soziolektes¹⁷ sind vor allem der populäre Vokalwechsel (kein > **keen**) durch Monophthongisierung und Längung sowie die Vokalhebung (das > **det**) und Konsonantenverhärtung (das > **det**, ich > **ick**); dazu kommen häufig Elisionen von Wortenden (ist > **is`**) – umgekehrt aber auch Vokalergänzungen (ich > **icke**) – und Kontraktionen, welche, in rascher Folge artikuliert, eine Vielzahl spezifischer *Synkopen* (verschliffene Wortcluster) ergeben, die oft als bundesweit bekannte Redenswendungen fungieren (z.B.: **Watt`n** dat? – **Hasste**, **kannste** – **JWD** = ganz weit draußen) und dabei (zu Recht oder Unrecht) vor allem das Sprachkonzept des "proletarischen Milieus" ausfüllen. Starke umgangssprachliche Bedeutung kommt einer regelrecht eigenständigen Grammatik (z.B. Kasuswechsel/Akkusativnegation: Dich > **Dir**) sowie ungewöhnlich vielen Lehnwörtern aus diversen Fremdsprachen (französisch, jiddisch etc.) und anderen Dialekträumen zu, wie es der multilokalen und – sozialen Einflussname durch Migranten und Landflüchtige entspricht, wobei sich letztlich, spätestens seit dem Massenwachstum im 19. Jahrhundert, ein stark proletarischer Charakter fügte – daher rührt die Klassifikation als "Soziolekt". Die linguistischen Phänomene und Temperamente dieses angeblich typischen Berliners werden populärsprachlich mit dem Begriff der "Berliner (Kodder)schnauze" umschrieben.

¹⁵ Komponenten nach: Meibauer et al., Einführung in die germanistische Linguistik.

¹⁶ Vergl. dazu oben: Salienzbegriff nach Victor Schirmunski.

¹⁷ Zusammenstellung der Sprachmerkmale u.a. nach:

- Der kleine Duden, Sonderausgabe Berlin,
- Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache, Stichwörter: *Berlinerisch & Brandenburgisch*,
- Kiaulehn: Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten.

2.3 Die Sprachproben

(siehe Anlage IV)

Die Auswahl der Sprachproben entwickelte sich von Online-Erstsondagen ausgehend¹⁸ über analoge Grundrecherchen¹⁹ und literarisch orientierte Werkauszüge²⁰ bis hin zu persönlichen Ableitungen aus dem (Berlinerischen) Wirkungskreis des HA-Verfassers (z.B. die *Baukeule* eines Lehrerkollegen) bzw. des "eingeborenen" Sprechers (z.B. die *Kürsche*); dabei erheben die durchgeführten Artikulationen, welche den ursprünglich vorgelegten Schriftauszug teilweise erheblich modifizieren, einen gewissen Anspruch auf originäre Authentizität. Der Sprecher²¹, ein pensionierter Schulleiter von 70 Jahren, lässt sich zwar zeitlebens im bildungsnahen Bürgertum des wohl situierten Berliner Südwestens verorten, weist aber sowohl im sprachlichen Selbstkonzept, üblichen Hörerurteil (gerade auch außerhalb dieses Laborversuches) sowie vielen alltagssprachlichen Situationen die meisten Merkmale eines als "typisch Alt-Berlinerisch" erachteten Sozio-/Regiolektes nach, welcher, durchaus nicht despektierlich, eher mit dem Sozialmilieu des "Weddinger Hinterhofes" harmoniert. Er wird jedoch über die konkreten Tonproben trotzdem, wie manche Sprecherbewertung ergibt (siehe unten), als nicht gänzlich authentisch "enttarnt", indem sowohl die technische Artikulation ("zu deutlich") als auch die akustische Milieuzeichnung ("überspitzt") teilweise als "Persiflage" erscheint; in Bezug auf die Frage nach geschlechtsspezifischer Mundart wird er allerdings als völlig zutreffend evaluiert: "Das IST *der Mann* (sic!) von der Straße."

Die Sprecherin weniger Tonproben der seminaristischen Vorübung dagegen²² wird zwar in der Artikulation als weitgehend authentisch empfunden, entspricht aber eben (als junge Frau) nicht dem soziolinguistischen Regelkonzept bzw. Vorurteil – welches, im Vorblick auf die Auswertung, übereinstimmend (d.h. sprecher- und höreronabhängig *salient*) IMMER den "(männlichen) Berliner Proletarier" beruft.

Die Sprachproben sind in zwei Blöcke separiert:

Der erste Block umfasst verschiedene kurze Sätze (meistens Einzeiler, seltener Mehrzeiler-Dialoge) und teils knappe Synkopen mit einem oder mehreren unterschiedlich signifikanten Sprachphänomenen; sie sind vorrangig zur quantitativen Analyse (Spracherkennung) vorgesehen. Der zweite Block besteht aus mehreren kurzen Gedichten, deren teils metasprachliche und metasozioologische Aussagen in erster Linie als Trigger soziolinguistischer Assoziationen fungieren sollen; hier steht das qualitative Sprachurteil im Fokus.

Kriterien zur Satzauswahl- und Anordnung sind folgende:

Die Sätze weisen jeweils ein oder mehrere (nach oben bezeichneten Standardalmanachen) als signifikant anerkannte bzw. erachtete Sprachmerkmale auf und sollen gemeinsam, möglichst gruppenweise unter Berücksichtigung der oben bezeichneten linguistischen Ebenen, die ganze Bandbreite des Merkmal-Portfolio abdecken. Dabei wurde erst einmal grundsätzlich, von Schirmunski ausfächernd und unter besonderer Berücksichtigung der Standardschrift-Lautsprachendiskrepanz, die Hypothese folgender Grundhierarchie potenziell primärer und sekundärer Merkmale vorausgesetzt, um diese dann quasi dialektisch mit den im Zuge der Versuchsdurchführung konkret ermittelten "Trefferquoten" abzugleichen:

¹⁸ Wikipedia: Stichworte *Berliner Dialekt* und *Berliner Grammatik*.

¹⁹ U.a.: Der kleine Duden, Sonderausgabe Berlin.

²⁰ vor allem "Klassik" der 1920er Jahre: Tucholsky, Zille (*Mein Milljöh*) et. al.

²¹ Für sämtliche Aufnahmen der HA-Erhebung: OStDir. a.D. Bernardo Künkel.

²² Germanistik-Kommilitonin Frau Hardenberg mit gleichsam Berlinerischem Sprachhintergrund.

Potenziell Primäre Merkmale

- Konsonantenverhärtung: ich > **ick**, das > **dat**
- stärker auffällige ("populärere") Lautwechsel:
 - Monophthongisierung: kein > **keen**
 - Konsonantischer Lautwechsel G zu J: ganz > **janz**
- Grammatik (Kasuswechsel): dich > **dir**
- Elisionen versus Vokalergänzungen: ist > **is`**, das > **ditte**
- "Wortcluster" (Synkopen/spezifische Phrasen) durch Gesamtverschleifung von Elisionen plus Kontraktion: was ist das denn > **wat`n ditte**

Potenziell Sekundäre Merkmale

- weniger auffällige ("unpopulärere") Lautwechsel:
 - Vokalhebung a-e-i: das > **des** > **dit**
 - Vokalhebung i-ü: nichts > **nüsch**
 - Lautwechsel ch zu sch: nichts > **nüsch**
- Prosodie & Intonation (Klang, Aussprache, subtile Vokalverschiebungen im Redefluss) werden voraussichtlich unberücksichtigt bleiben.

Die Reihenfolge der Sprachproben zielt auf die Sensibilisierung der Hörer ab, indem einzelne als populär erachtete Merkmale am Anfang durch zunehmend subtilere Phänomene ergänzt werden (sollen), die Komplexität der Sätze und deren Länge zunimmt, bis am Ende einige Mehrzeiler mit im Redefluss verschliffenen "Wortclustern" folgen; diese weisen dann auch inhaltlich einen höheren Grad metasprachlicher Aspekte (Aussagen zur Grammatik) bzw. soziolinguistischer Trigger auf, welche konzeptionell für gewöhnlich als typisch erachtet werden (Stichwort: "Der freche Lausbub aus dem Hinterhof").

Es werden bewusst "ganzheitliche" Mundartblöcke mit häufig mehreren Dialektmerkmalen verwendet, um die Perzeption möglichst aus dem pragmatischen Sprachgebrauch zu beobachten anstatt aus der Laborsituation etwaig standardsprachlicher Sätze mit jeweils nur einem fokussierten Phänomen; das ist sowohl technisch sinnvoll als auch soziolinguistisch notwendig, um sozusagen die natürliche Perzeption und das Urteil der Hörer vom authentischen Standpunkt der Alltagskommunikation aus zu analysieren – der negative Beieffekt liegt allerdings, wie Durchführung und Auswertung erweisen werden (siehe unten), in teilweise erheblichen Konzentrationsschwierigkeiten, was sowohl das diffuse Potenzial teilweise hoch komplexer, merkmalsreicher Texte betrifft als auch die zusätzlich assoziative Herausforderungen in Bezug auf soziologische Ableitungen.

Zur Methodenkritik sei außerdem die mögliche Forcierung und Erwartungshaltung des Moderators genannt. Das beginnt mit der Voraussetzung "objektiv" primärer und sekundärer Merkmale bzw. deren Einfluss auf die Probenfolge; wenn am Anfang die "populären" Merkmale (ick, keene) sozusagen auf dem Präsentierteller prangen, wird (unzulässig?) eine Sensibilisierung forciert, damit im Weiteren die feineren Nuancen – nicht immer wieder nur durch "ick und keene" verdrängt – deutlicher herausklingen (wie es dagegen vielleicht gerade der Alltagsperzeption widerspricht). Tatsächlich wird aber, im Vorblick zur Analyse, die Wirkung methodisch bedingter Einflussnahmen erfreulich gering ausfallen, wenn die vorausgesetzte Merkmalshierarchie bis auf einige offenbar erwartungsgerecht stark saliente "Populärphänomene" durchaus deutlich abweicht, was z.B. die unerwartet hohe Sensibilität für Lautverschiebungen betrifft, die geringe Beachtung der grammatikalischen Aspekte dagegen sowie die fast vollständige Vernachlässigung von Kontraktionen und Elisionen (siehe Details unten).

Die Sprachproben werden folgend chronologisch transkribiert²³ und stichwortartig auf ihre Auswahlrelevanz untersucht; dabei spielt die Erwartungshaltung zur Merkmalssalienz eine besondere Rolle im dialektischen Hinblick auf die später tatsächliche Wahrnehmung (siehe dazu *Pendants* im Kapitel Einzelanalysen):

- **Fett** "Soll" = Vom Moderator vorausgesetzter Fokus,
- Unterstrichen "Kür" = Alle übrigen Phänomene.

01-01 Ick bin ein Berliner.

- Merkmal: Konsonantenverhärtung.
- Populärer Stereotyp zur linguistischen "Eingewöhnung" sowie zum Ausschluss des weiteren *Passepartouts* ("Ick und nur immer ick").

01-02 Ey, Keule, wirf ma(l)`n Hamma rüba!

- Merkmale: Fokus "Keule", ortstypisches Lexem für (deftiger) "Kollege/Freund". Außerdem mehrere Elisionen und Kontraktionen sowie (rezessive) Endlautwechsel.
- Satz aus dem Bauschul-Eigengebrauch²⁴.

01-03 Det is` ja JWD.

- Merkmale: Fokus "JWD", ortstypisches Lexem ("Janz weit draußen/dahinten"), integraler Konsonantenwechsel J für G. Außerdem Vokalhebung und Konsonantenverhärtung (fraglich: *det > dit > ditte* je nach Lokalraum?!) und (stark rezessive) Elision "is".
- JWD: Höherer Schwierigkeitsgrad durch doppelte (phonetische und semantische) Erschließung (*Erkennen* versus *Verstehen*?).

01-04 Ick hab keene Ahnung wo`s lang geht.

- Merkmale: Fokus Monophthongisierung. Außerdem Kontraktion. "Ick" sollte nun selbstverständlich gelten (siehe 01-01).

< Gruppierung zur mögl. Desensibilisierung "wo`s" für den nächsten Fokus >

01-05 Sachma`, wo`s lang geht.

- Merkmale: Fokus Spirantisierung G zu CH. Am Rande Elision "-ma`" und Kontraktion "Sachma".

01-06 Ich (~~iek~~) lass dann mal Alles auf. (betont hochdeutsch = Dummy)
Ju(u)t – kannst!

- Merkmale: Doppelfokus Konsonantenwechsel G zu J und Kontraktion (mit Lautverschiebung) aus "Kannst Du" als erste typische Synkope ("Wortcluster").
- Interessante Nebenbeobachtung im Kontrast Standard-Dialekt: Fehlerwartung (*Top-down-Verarbeitung*) "Ich zu ick", sinnvoll für mögl. quantitative Auswertung?!
- Satz aus einem aktuellen Dialogkontext²⁵

²³ Die Transkription folgt der artikulierten Fassung und weist geringfügige Modifikationen zur Textvorlage auf, was einzelne Phoneme, Tilgungen und Verschleifungen betrifft.

²⁴ danke, Jan Rauert!

²⁵ des Hamburger HA-Verfassers mit dem "Ur-Berliner" Prof. Dittmar Machule. Danke, Didi!

01-07 Nah jut, dann jehn wir eben inne Kürsche.

- Merkmale: Fokus doppelter (vokaler und konsonantischer) Lautwechsel. Außerdem (bereits o. eingeführt) mehrfach G zu J sowie Kontraktion.
- Zur weiteren Sensibilisierung für feinere Nuancen gedacht.
- Auszug einer zotigen Jugenderzählung des Sprechers B.K.

01-08 Hasste mich nich mitte Freundin jeseh`n?

- Merkmale: Fokus diverser Kontraktionen.
- Außerdem (subtiler) Elision nich(t) sowie G zu J (unmaßgeblich).

01-09 Wat soll`n dit?

- Merkmale: Fokus Wortcluster ohne Erwartung detaillierter Aufgliederung. Im Einzelnen (für "Experten" bzw. Aufmerksame und Sensibilisierte): Mehrfache Konsonantenverhärtung, Vokalverschiebung sowie Kontraktion.
- "Bewusstseinsbildung": Keine standardsprachliche Komponente ist übrig.

01-10 A: Wat weenst`n?B: Meen Vadda hat mir jehau`n.

(von der Schlusselision abgesehen bewusst hochdeutsch artikuliert:)

A: Aber Paule: Mein Vater hat mich gehau`n.B: Wadd`n? Dir ooch?

- Merkmale: Fokus Kasuswechsel UND Konzeptgrund "Berliner Soziotyp". Außerdem mehrfache Konsonantenverhärtung ("wat") versus -Erweichung ("waddn"), Monophthongisierung, Konsonanten- und Vokalwechsel sowie Elisionen und Kontraktionen = Viel Stoff "für sensible Experten".
- Soll durch sowohl einen metasprachlichen (Fokus der Grammatik) als auch soziologischen Trigger ("frecher Lausbub"?!) zum 2. Block überleiten.

Der zweite Block besteht aus zwei Gedichten, die integral der Spracherkennung und Sprachbeurteilung dienen, wobei sie sich als metasprachliche (zur Grammatik) und metasozioologische (über die Berliner Eigenart) Idealtypen präsentieren; sie sind wegen ihrer großen Bandbreite linguistischer Merkmale interessant (welche im ersten Block bereits alle vorgestellt wurden) und ihrem gewissen regio-/soziotypischen "Schnodderton" – letzteres natürlich erst vor dem Hintergrund etwaig synchroner Hörerkonzepte gültig, wobei sich wiederum die Frage stellt, ob nicht bereits die Forcierung/Erwartungshaltung des Moderators der pertinente Faktor sei.

Das weitere Prozedere geht von der Annahme aus, dass im Zuge des ersten Blockes bereits eine gewisse linguistische Sensibilisierung erfolgte. Die Auswertung vorweggenommen, lässt sich dies teilweise als zu optimistisch resümieren, da häufig Konzentrationsmangel wirkte; dieser ist wohl aber nicht nur durch die linguistische Komplexität und Merkmalsvielfalt bedingt sondern vor allem durch die duale Anforderung zur Erschließung soziologischer Assoziationen.

02-01

ick liebe dir, ick liebe dich,
Wie't richtig is, dit weeß ick nich'

Un' is mich ooch Pomade.
ick lieb' dir nich im dritten Fall,
ick lieb' dir nich im vierten Fall,
ick liebe dir uff jeden Fall.

ck-Verhärtung und Kasuswechsel ff...
 Kontraktion, Vokal-/Konsonantenwechsel,
 Monophthongisierung, Elisionen
 Elisionen, Monophthongisierung, (Lexik *)
 Elisionen ff...
 ...
 Monophthongisierung

Das erste Gedicht weist neben seiner großen Merkmalsbreite metasprachlich den grammatikalischen Fokus auf. Dazu wird ein Quäntchen "Berliner Schnauze" forciert (will sagen: "Ick mach mein Ding, is` mir doch egal, was die Andren denken"); (*) dass das Wort "Pomade" sich letztlich als DIE lexikalische Hürde erweisen würde, stand allerdings NICHT im Fokus des HA-Verfassers (siehe Analysedetails unten).

02-02

*Wenn ick am Fensta steh'
und schlach 'ne Scheibe entzwee'
dann setztet Keile 'ne janze Weile.
Un wenn ick's nochmal tu',
krieje ick no' mehr dazu.
Da mach ick mir nüscht draus
und schlach noch eene aus!*

ck-Verhärtung ff..., er>a, Elision
Spirantisierung, Elision, Monophthongisierung
Kontraktion, Elision, g>j
Elisionen ff...
g>j wortintern
nicht>nüsch
Spirantisierung, Monophthongisierung

Hier steht im Fokus schließlich der Soziotyp vor einer wiederum maximalen Bandbreite linguistischer Merkmale; es wird der "freche Hinterhof-Bube" gezeichnet.

Nicht präsentiert wurden letztlich folgende Sprachproben, da sich ihre Merkmale bzw. Konzepte im Kontext obiger Auswahlätze erübrigten:

02-00

*"Mir" und „mich“ verwechs'l ick nich,
dit kommt bei mich nich vor,
meen Köta looft nich mit mit mich,

und rennt mich weg durchs Tor.
„Mir“ und „mich“ verwechs'l ick nich,
dit kommt bei mich nich vor,
ick hab'n klee'n Mann im Ohr,
der sacht mir allet vor.*

(folgend ohne hierarchische Gliederung:)
Elisionen, ck-Verhärtung
Vokalhebung, Kasuswechsel, Elision
Monophthongisierungen, Vokalwechsel,
Elision, Kasuswechsel
Kasuswechsel
(wie oben)
(wie oben)
ck-Verhärtung, Elisionen + Kontraktionen
Spirantisierung, Konsonantenverhärtung

Obwohl bzw. weil ein regelrechtes "Füllhorn" linguistischer Merkmale wirkt, stellte sich das Gedicht bereits im Zuge der Vorübung für den Korpus Ü45 als zu komplex und subtil heraus und hätte für den Korpus U25 alleine eines ganzen Unterrichtsblockes bedurft. Die Abfolge von Kontraktionen und Elisionen geschieht einfach zu rasant und insbesondere die "Köta"-Zeile lässt auch geschulte Hörer semantisch schier verzweifeln. Der Block wird aber trotzdem aufgeführt, weil er sich interessanterweise als besonders geeignet zur visuellen Vorlage für den Standard-/Mundartschriftsprachenvergleich erwies; dabei erzielten, im Vorblick auf die Auswertung, Gewährspersonen beider Korpora bereits in einer kurzen Zeitspanne eine beinahe hundertprozentige Merkmalerkennung.

01-00 *Sie werden es mir gewiss erlauben, dass ich Ihren Brief abdrucke.
Ich hoffe **Sie** dadurch nicht lästig zu werden.*

- Modifikation des zweiten Seminarübungssatzes (hist. Humboldt-Brief).
Mit nur einem Kasuswechsel, außer als Dummy sinnvoll, uninteressant.

01-11 *Det jibbs ja nich Det jibbs jaaa nich.*

- Verhärtungen, Erweichungen, Konsonanten- und Vokalverschiebungen,
Elisionen. Fokus Prosodie ("ja > jaaa") als zu subtil/diffus verworfen.

01-12 *Mein Vadda hat mir jehau`n.*

< Beide Sätze werden im Gesamtkontext oben verwendet >

01-13 *Ick liebe dir, ick liebe dich - Wie't richtig is, dit weeb ick nich'.*

01-14 *Waddema`.*

- Konsonantenerweichung, Kontraktion und Elision, eine hübsche Synkope, jedoch wegen interner Unstimmigkeiten verworfen (schien dem Sprecher zu "platt" als nicht wirklich Berlinerisch).

2.4 Fragebögen und Durchführung

(siehe Anlagen I bis III)

Die **Sprachproben** wurden in zwei Blöcken präsentiert, welche vorrangig 1. auf die Spracherkennung (anhand von kurzen Sätzen, später zwei längeren Gedichten), 2. auf die Sprachbewertung zielten (welche zwar konkret auf den Tonaufnahmen fußte, aber auch die latente Spracheinstellung voraussetze); die Untersuchung fand in Gruppenblöcken (U25) als auch Einzelsitzungen (Ü45) statt. Die Tondateien *sollten* zweimal präsentiert zur gewünschten Perzeption reichen, wurden aber auf vielfachen Wunsch häufiger (in Einzelfällen bis zu sechs mal) wiederholt, was vor allem für die längeren Gedichtblöcke gilt; dies stellt unter Berücksichtigung signifikanter Konzentrationsmängel zwar eine unvermeidliche Planänderung dar, steht aber unglücklich diametral gegen das vom HA-Verfasser/Moderator erwünschte Konzept der perzeptiven *Momentaufnahme*.

Der Versuch ist weitgehend akustisch fundiert und auf die Spontanerfassung ausgerichtet; eine **Schriftprobenvorlage** fand nur in Einzelfällen statt, dabei häufiger mit Probanden Ü45 – sie schien aber wenig sinnvoll, da sich die Merkmalerkennung im Schriftprobenvergleich als annähernd hundertprozentig erwies und praktisch keine hierarchischen Rückschlüsse erlaubte, was etwaig primäre und sekundäre Phänomene betrifft.

Chronologisch auf die beiden Sprachproben-Blöcke abgestimmt, wurden zwei verschiedene, inhaltlich und methodisch entsprechende **Fragebögen** sowohl für die qualitative als auch quantitative Erfassung konzipiert, wobei der erste Bogen ausschließlich auf technisch-linguistische Merkmale, der zweite zusätzlich auf soziolinguistische Konzepte zielt; (erhofft) in Stillarbeit auszufüllen (Abschreiben und Nachtragen ließ sich nicht gänzlich vermeiden), dienten sie auch als individueller Datengrund der Schlussdiskussion.

Zuletzt folgte eine durch den HA-Verfasser moderierte **Plenumsdiskussion**, welche sowohl die sprachtechnische Analyse als auch die soziolinguistischen Konzepte betraf, vorwiegend aber auf dem zweiten Versuchblock bzw. der Fließtext-Einlassung basierte. Die Gesamtdurchführung nahm dann für jede Probandengruppe U25 jeweils einen Unterrichtsblock (d.h. anderthalb Stunden) ein; die Probanden des Korpus Ü45 wurden in der Regel "zeitlos" in Einzelsitzungen bemüht.

Zum Versuchsbeginn erging zuerst der Hinweis, dass es sich NICHT um eine Prüfungssituation handele, in der alle Probanden homogen ein maximales Reizpotenzial erkennen sollen/müssen – hier wurde vorgegriffen (neg.: forciert?), dass es "auffällige und weniger auffällige Merkmale" GIBT und der Sinn sich auch im *Überhören* erschließe. Gerade die Sprachbewertung ziele ausdrücklich NICHT auf Objektivität sondern auf das persönlich subjektive (ggf. auch durchaus negative) Empfinden der spezifischen Sprachsituation. Das steht im diametralen Gegensatz zu anderen (Schul/Studien)leistungen, in denen üblicherweise besonderer Wert sowohl auf ein hohes Aufmerksamkeitspotenzial als auch Objektivität gelegt wird.

Personendaten:

- Alter:
- Geschlecht:
- Herkunftsort/land:
- Wie lange leben Sie in Berlin?
- Haben Sie sprachliche Vorkenntnisse in einer oder mehreren Fremdsprachen bzw. Mundarten? Wenn ja, in welchen:

An erster Stelle der schriftlichen Aufbereitung steht die Ermittlung der demographischen Probanden-Profile (Parameter s.o.). Dabei liegt der Fokus auf der sprachtechnischen Sozialisation – es waren viele Migrantenbiographien erwartet, s.o. – bzw. der lokalen Herkunft (innerhalb des deutschen Sprachgebietes); das Alter war zwar zur Separation der beiden Korpora U25 und Ü45 grundsätzlich maßgeblich, spielte aber innerhalb des Korpus U25 keine wesentliche Rolle, da im gemeinsamen Ausbildungsmetier trotz gewisser Altersunterschiede (zwischen 17 und 23) eine relative Angleichung der Lebenssituation zu beobachten war; vielleicht im Kontext dieses ziemlich homogenen Selbstkonzepts der jungen Erwachsenen als quasi "Multigender-Metropolisten" ließen sich aber auch kaum befriedigend etwaig geschlechtsspezifische Wahrnehmungslinien erschließen – dazu kam die Dominanz von mehr als zwei Drittel männlicher Belegschaft (und gleichsam der Sprachproben).

Die Frage nach Migration und Herkunft vor allem des Korpus U25 (siehe oben) überraschte den HA-Verfasser durchaus, wobei nicht nur die quasi *eingeborenen* "Migranten" (bis auf einen) homogene Deutschkenntnisse nachwiesen, sondern sämtliche Probanden (bis auf eine weitere westdeutsche "Exotin") seit Geburt im Berliner Sprachraum beheimatet sind. Diese unerwartete demographische Homogenität beeinflusste natürlich zwangsläufig das gesamte Versuchskonzept, wobei die Fragestellung sich nunmehr schwerlich auf das unterschiedliche Perzeptionsverhalten nach etwaig regiospezifischen Konzepten bezog als auf die Spracherkennung- und Einstellung der verschiedenen Altersgruppen (Korpora U/Ü) innerhalb des "eigenen" Sprachmilieus verlagerte.

(Linguistische) Fragestellung:

*Fallen Ihnen Sprachmerkmale (Phrasen, Wörter, Laute) auf, die für Sie "typisch Berlinerisch" klingen bzw. vom "Hochdeutschen" abweichen?
Bitte ordnen Sie diese nacheinander einzeln den vorgestellten Tonbeispielen zu.*

Zum Verständnis des ersten Fragebogens (Grundfragen s.o.) schien keine nähere Erläuterung nötig; es war zu beobachten, dass die meisten Gewährspersonen nach wenigen Rückfragen unerwartet professionell die erkannten Sprachmerkmale sowohl in der Dialekt- als auch der standardsprachlichen Fassung aufführten (siehe exemplarisch Anlage II), wobei ihre so bereits eigendynamisch wohl geordneten Informationen als Vorlage für den komplexeren zweiten Sprachprobenblock taugten sowie als persönliches Basiswissen in der späteren Diskussion (die eigentlich vorwiegend auf die soziolinguistischen Faktoren abzielte).

Einige Unsicherheiten lagen dagegen dem zweiten Fragebogen zu Grunde, was sowohl die Intention der Gedichtblöcke betrifft als auch den (als Fließtext gewünschten) Schlusspart der soziolinguistischen Perzeption. So fiel es den Probanden schwer, sich auf die Sprachmerkmale zu konzentrieren UND gleichzeitig die zusätzliche Frage nach persönlichen, soziologischen und historischen Assoziationen quasi im Hinterkopfe zu erörtern – was Viele überforderte, umso mehr

alleine schon die längere Sprachprobendauer mit entsprechender Merkmalsvielfalt erheblich größere Aufmerksamkeit schuldete als die Kurzsätze des ersten Blockes. In der folgenden Abteilung geriet der Moderator umgekehrt in Erklärungsnot, ob die nunmehr soziologischen Fragen nur auf die ebigen Gedichtsblöcke zielen, sämtlich vorgestellte Tonproben (auch der früheren Kurzsätze) und/oder darüber hinaus grundsätzlich (wie es dem HA-Verfasser behagte) auf etwaig persönlich ausgeprägte Sprachurteile zum Berlinerischen Sozio- bzw. Regiolekt. Hier wäre wohl nachträglich eine größere Entflechtung anzustreben, d.h. die Fragen der Spracherkennung und Beurteilung gänzlich voneinander zu separieren – was aber letztlich auch das Gesamtkonzept dieser Untersuchung in Frage stellt (Stichwort: Zu viele Aspekte?!).

Zu Fragen der Spracheinstellung und Sprachbewertung folgt auf dem zweiten Bogen zuerst die rein quantitative Ermittlung zu ästhetischen und empathischen Faktoren; ihre Analyse konnte aber erst im Zuge der Diskussion unter besonderer Berücksichtigung der demographischen Daten erfolgen:

Bewertung nach ästhetischen und empathischen Gesichtspunkten:

Wie bewerten Sie den Berliner Dialekt (der hier vorgestellten Tonbeispiele)?

Bitte kreuzen Sie in den drei folgenden Zeilen jeweils eine Antwort an:

eher männlich

neutral

eher weiblich

eher unsympathisch

neutral

eher sympathisch

eher hässlich

neutral

eher hübsch

Persönliche Assoziationen:

Können Sie mit der Berlinerischen Mundart (der hier vorgestellten Tonbeispiele) bestimmte (lokale, soziale, politische, historische oder eigenbiographische) Ableitungen verbinden?

Werden Ihrer Meinung nach spezifische "Soziotypen" bzw. "Temperamente" gezeichnet?

Meinen Sie, dass Jemand irgendwo so spricht? Wenn ja, unter welchen Umständen?

Die letzliche (erhoffte) Fließtexteinlassung (siehe Fragen oben) lässt Raum für freie Assoziationen zur persönlichen Spracheinstellung in der Auseinandersetzung mit dem konkreten Regio-/Soziolekt und wurde, auch auf Anregung der Seminar-Dozentin, nach verschiedenen mehr oder weniger (un)reifen Vorläufern im Zuge der vorigen Semester modifiziert, dabei (angedacht) bewusst simpel gehalten, ohne begriffliche Erklärungsnot und möglicherweise (dem ersten Bogen entsprechend) zur eigenständigen Handhabung geeignet; es wurden vor allem die unterschiedlichen soziolinguistischen Parameter – historische, lokale, soziale und persönliche Ableitungen und Erfahrungen – in einer einzigen Frage zur freien Assoziation geballt, da die frühere Aufsplittung in Einzelaspekte durchaus für Verwirrung sorgte (damals geriet die etwaige Spontangliederung des Brainstorms eher schwerfällig).

Ironischerweise zeigte sich aber, dass gerade die freie Fragestellung nach "persönlichen Assoziationen" die meisten Probanden überforderte und wiederum umgekehrt auf konkrete Schlagworte zurückfokussiert werden musste, was zuletzt (im Angesicht vieler unerwartet leerer Fragebögen) erst in der – nunmehr äußerst munteren – Plenumsdiskussion gelang.

Ein möglich negativer Beieffekt, der sich zugegeben auch als Faden durch diese Arbeit zieht, ist dabei die Verzerrung der Ergebnisse durch einerseits die Lenkung durch den Moderator (der manchmal "Worte in die Mäuler" legte, wenn gar

keine Rückmeldung folgte) sowie die gegenseitige Beeinflussung der Teilnehmer im Zuge gruppendynamischer Prozesse (gemäß: "Ach ja – DAS meinte ich doch auch!" – was ist originär, wer springt nur auf?). Positiv dagegen stand einiger Impuls für manch fundierte Meinung, die sich bis dahin noch nicht zu artikulieren vermochte (und dann, im Einvernehmen mit dem Moderator, schriftlich nachgetragen wurde). Es lässt sich resümieren, dass (zumindest für unseren Korpus U25, womöglich für viele laienlinguistische Untersuchungen gültig?) – vor allem in Bezug auf soziolinguistische Aspekte – die (schriftliche) *Stillarbeit* als Wunschdenken verödete und es doch einig (mündlicher) Initialzündung bedurfte, um qualifizierte Einlassungen zu entlocken.

Unnu`ma`ne kleene Denkpause ...



3. Auswertung

3.1 Einzelanalysen der Sprachproben

Die Spracherkennung der technisch-linguistischen Merkmale geschah, von einzelnen lexikalischen Aspekten (Stichwort: Sprachsozialisation) sowie dem grammatikalischen Fokus (eher methodisch bedingt) abgesehen, ziemlich homogen durch beide Korpora und Altersgruppen.

01-01 *Ick bin ein Berliner.*

Die Konsonantenverhärtung "ich > ick" könnte zwar mit einer hundertprozentigen Treffersicherheit als ein stark primäres Merkmal "reiner" Salienz gelten, ist aber auch durch Mediensozialisation "in aller Munde"; die Zitierung Kennedys wird außerdem noch interessanten Einlassungen in Bezug auf soziohistorische Sprachkonzepte erbringen (siehe unten). Ein Schlaglicht auf den Faktor der erwartungsindizierten *Top-down-Verarbeitung* wirft die folgend häufige Unterstellung (Fehlerkennung) des "ick" (oft gemeinsam mit der gleichsam populären Monophthongisierung) als quasi "Passepartout", wenn die Gewährspersonen nichts anderes heraushören können, gemäß (O-Ton): "Ein ick und keene passt noch immer".

01-02 *Ey, Keule, wirf ma(l)`n Hamma rüba!*

Die dialektspezifische "Keule" wird von der großen Mehrheit vorrangig aufgeführt und auch semantisch *verstanden*, was durchaus nicht für alle lexikalischen Phänomene gilt (siehe "JWD" und "Pomade"); es werden aber aktuell moderne Begriffe, dabei teilweise Lehnwörter aus dem türkischen oder englischen Sprachraum, vorgezogen. Wird auch überraschend sensibel die doppelte Endlautverschiebung benannt, gerät die mittlere Elision/Kontraktion nur in Einzelfällen in den Fokus; dabei scheint sich früh DER Rote Faden abzuzeichnen, dass die Einzellautverschiebungen zumeist vor den Wortverschleifungen rangieren.

01-03 Det is ja JWD.

An erster Stelle fast einstimmig genannt wird hier überraschend nicht das lexikalische Phänomen sondern die doppelte Lautverschiebung am Satzanfang; so scheint deutlicher salient, wenn Vokal- UND Konsonantenverschiebung gemeinsam wirken. Der Begriff "JWD" wird zwar überwiegend (von Korpus Ü45 einstimmig) aufgeführt, aber häufig nicht verstanden; mehr als die Hälfte des Korpus U25 stuft ihn als Fremdwort ein, der durch den Moderator übersetzt werden muss, damit sich dem Auditorium überhaupt ein semantischer Sinn erschließt. Hier wirkt unerwartet deutlich der lexikalische Sprachwandel durch die Generationen.

01-04 Ick hab keene Ahnung wo`s lang geht.

Die Monophthongisierung "keene" weist neben dem "ick" wiederum eine hundertprozentige Trefferquote auf; hier sind in einem Satz DIE beiden populärlinguistischen Standardbegriffe der Berlinerischen Mundart vereinigt. Dagegen steht die Kontraktion in "wo`s" signifikant rezessiv mit nur ZWEI Nennungen, was einerseits auf die Dominanz der ersten Phänomene, andererseits auf die grundsätzliche Vernachlässigung von Verschleifungen schließt.

01-05 Sachma`, wo`s lang geht.

Eine hundertprozentige Trefferquote zur Spirantisierung stellt hier die eigentliche Überraschung dar, während die Elision im selben Wort weitgehend überhört wird; im Gegensatz zu 01-04 wird die Kontraktion in "wo`s" nun schon von einem guten Probandendrittel erkannt, was auf eine zunehmende Sensibilisierung (aber auch unzulässige Forcierung durch die Tonproben-Reihenfolge?) schließt.

01-06 Ju(u)t – kannste!

Die kurze Kombination wird praktisch einstimmig als "typisch Berliner Redensart" (Synkope) wahrgenommen und auch im Detail erschlossen: Die Konsonantenverschiebung des ersten steht hier beinahe gleichwertig neben der Kontraktion des zweiten Wortes; dabei mag sich die erhöhte Aufmerksamkeit aus dem kausalen Kontext von Textkürze und Prägnanz ergeben.

01-07 Nah jut, dann jehn wir eben inne Kürsche.

Die "Kürsche" scheint mit einer nahezu hundertprozentigen Trefferquote wiederum die These zu bestätigen, dass ein dualer Lautwechsel, da quasi unüberhörbar, ein objektiv salientes stark primäres Merkmal bilde, steht aber sinnbildlich in der Methodenkritik, wenn EIN markantes Phänomen die übrigen dominiert; so werden hier die Kontraktionen und selbst die bereits oben eingeführten Konsonantenwechsel kaum beachtet und eher diffus prosodisch als "typisch Berliner Klang" umschrieben/zusammengefasst.

01-08 Hasste mich nich mitte Freundin jeseh`n?

Trotz mehrerer Kontraktionen in Kombination, werden diese von weniger als zwei Probandendrittel bedacht (was am Rande durchaus gegen die Forcierung als pertinenten Faktor spricht); stattdessen steht völlig unerwartet das "-te" im Fokus, welches aus der Kontraktion separiert nun auf "der" zurückschließen lässt und seines erwarteten "r" entbehre; daneben wird ebenso häufig das schon reichlich bekannte G/J-Phänomen angeführt. Es scheint wiederum deutlich, dass die Kontraktionen grundsätzlich rezessiv erscheinen.

01-09 *Wat soll`n dit?*

Der ähnlichen Synkope 01-06 entsprechend, wird wiederum ein knappes Wortcluster beinahe einstimmig erkannt und in seine Einzelkomponenten zerlegt. "Das ist richtig Berlinerisch" lautet das übereinstimmende Urteil Aller. Die Untersuchung kürzester Phrasen bleibt aber methodenkritisch fraglich, wenn im Redefluss längerer Sätze bzw. im Zuge von Alltagsperzeption *dieselben* Verschleifungen überhört werden.

01-10 *Wat weenst`n? ...*

Durch Länge und Komponentenvielfalt belastet, geben viele Probanden bereits Konzentrationsschwierigkeiten an; da außerdem der Vorblick auf etwaig soziologische Konzepte verlautet wurde – Viele vermeinen "*den* Berliner Lausbuben" zu erkennen –, geschieht eine zusätzliche Ablenkung durch assoziative Aspekte. Linguistisch stehen wiederum die Lautverschiebungen im Fokus, wobei die mehrfachen Monophthongisierungen eine Trefferquote von über zwei Dritteln aufweisen; dann folgt das G/J-Phänomen. Verschleifungen rangieren wie immer unbeachtet. Überraschend unauffällig dagegen steht die Grammatik, durch weniger als die Probandenhälfte benannt, obwohl ausdrücklich metasprachlich forciert.

02-01 und 02-02

Beide Gedichtblöcke bewirken, trotz zunehmender Sensibilisierung, eine teilweise Überforderung der Korpora durch die schiere Dauer und Überfrachtung mit unterschiedlichen Merkmalen; die Forderung nach soziolinguistischen Ableitungen stellt eine zusätzliche Konzentrationshürde dar. Die Untersuchung macht aber trotzdem mehr Sinn als die Evaluation kurzer Retortensätze (siehe oben: Synkopen), weil der Fokus nun gerade auf der Spontanperzeption liegt, um zu erschließen, was im alltäglichen Sprachgebrauch heraus- bzw. überhört werde.

02-01 Ein Liebesgedicht mit metasprachlichem Anspruch:

Ick liebe dir, ick liebe dich ...

Wahrscheinlich im Kontext begrenzten Aufnahmepotenzials bedingt, reduziert sich die Auswahlrelevanz für das Probanden-Groß auf *drei* exemplarische Merkmale, wobei im Übrigen diffuse Umschreibungen folgen. Als "typisch Berliner Klang, so oder so ähnlich" werden wiederum die meistens nicht explizit entschlüsselten Verschleifungen verlautet, die im längeren Redefluss nicht mehr als Einzelphänomene verstanden (siehe oben: Erschließung von Synkopen) sondern eher in ihrer fließenden Ganzheit aufgefasst werden. Die aufgeführten Einzelmerkmale sind vorrangig phonetisch ("ick", duale Lautverschiebungen ("dit") und Monophthongisierungen). Der grammatikalische Aspekt wird allgemein erkannt aber nicht wesentlich erwähnt; hier scheint sich trotz gewisser Vorbehalte (siehe unten: stärker fokussierte Grammatiktrigger für Teile des Korpus Ü45 im Zuge der seminaristischen Vorübung) die These zu bestätigen, dass Phonetik vor Grammatik rangiert, was die Sensibilität der meisten Hörer zumindest unserer Versuchsreihe betrifft.

Noch einmal unerwartet steht hier die Lexik im fraglichen Fokus: Zwar wird die "Pomade" durch alle Korpora einstimmig an erster Stelle geführt aber von der Probandenhälfte U25 nicht annähernd verstanden, was wiederum den lexikalischen Sprachwandel über die Generationen bestätigt; hier aber mit quasi "dramatischer" Wirkung, da sich durch das Unverständnis dieses einen essentiellen Wortes der komplette Sinnzusammenhang verliert – einschließlich der hiermit begründeten subtilen soziolinguistischen Charakterzeichnung. Dass "Pomade" (= Haargel), als französisches Lehnwort im Berlinerischen (bzw. gesamtdeutschen) Wortschatz

eingeführt, hier als "überflüssige Schmiere" verwendet für letztlich "ist mir auch egal" prangt und damit den Gedichtsinn erschließt, wurde dem Auditorium erst im Zuge einer längeren Diskussion deutlich; der etwaig mitschwingende "Schnodderton" eines gewissen Soziotypen über die bloße "Liebesgeschichte" hinaus (gemäß: "dem Berliner is ja eh alles egal; der macht, was er will") ließ sich gleichsam erst von dieser linguistischen Basis aus mehr als rezessiv wahrnehmen.

02-01 Ein Kindergedicht mit soziologischem Fokus:

... und schlach noch eene aus!

Linguistisch dem Roten Faden folgend, wurden häufiger dieselben populären und phonetischen Merkmale erkannt als die kaum erwähnten Verschleifungen (wenn überhaupt diffus als "Klang" umschrieben); häufig steht "nüscht" im Fokus, das durch seine dualen Lautverschiebung praktisch als eigenes Lexem auffällt.

Das Augenmerk liegt aber abschließend – und häufig vergnügt, vielleicht durch den Moderator sowie die pointierte Sprachprobe forciert – eindeutig auf der soziologischen Evaluation, indem der "freche Lausbub" übereinstimmend mit dem Berliner Dialekt gleichgesetzt wird.

3.2 Sprachtechnische Gesamtanalyse

Die Sprachwahrnehmung lässt (von bestimmten lexikalischen Merkmalen und dem grammatikalischen Fokus abgesehen) durch die verschiedenen Korpora relativ homogen eine gewisse Hierarchie erkennen, die zur Annahme objektiver Maßstäbe in der Bewertung primärer und sekundärer Stimuli verlockt. Ob die Perzeption dabei in erster Linie salient auf stringente technische Sprachmerkmale gründet, oder sich vorwiegend pertinent aus der variablen Interaktion zwischen Sprecher (Anonymus), Moderator und Hörern (unter Zugrundelegung ihrer sozialen Disposition sowie der konkreten Kommunikationssituation) erklärt, bleibt zu erschließen.

3.2.1 Die Merkmalshierarchie

An erster Stelle steht mit einer annähernd hundertprozentigen Treffsicherheit die **Spracherkennung lexikalischer Merkmale**, wenn auch durchaus nicht deren *Verstehen*; so fallen zwar nicht standardkonforme Begriffe buchstäblich "sofort ins Ohr", können aber unter Voraussetzung der persönlichen bzw. kollektiven Sprachsozialisation vor dem Hintergrund spezifischer (fremd-/umgangssprachlicher) Einflüsse – hier spielen die Altersgruppen eine ganze wesentliche Rolle – unterschiedlich ausgedeutet werden und evt. ganz oder teilweise unverständlich verbleiben. Wenn sich ehemals als "typisch Berlinerisch" erachtete Begriffe zunehmend verlieren, wirft das auch bereits ein Schlaglicht auf die zunehmende Entfremdung von der Mundartsprache zumindest im hier konkret untersuchten Raum (siehe soziolinguistische Analyse). Dennoch überraschte den Moderator (Alter: 45), z.B. im Bezug auf die höchst fragliche und unerwartet lang diskutierte bzw. erklärte "Pomade", wie sich quasi in einer Generation das lexikalische Verständnis soweit verändert hat, dass der semantische Gesamtsinn des Satzes für ausnahmslos sämtliche Gewährspersonen des Korpus U25 nicht mehr annähernd verständlich schien und de facto übersetzt werden musste (siehe oben). Wenn die "Keule" (d.h.: "Kumpel, Freund") als ein weiteres Beispiel auch durchaus populärer und gegenwärtiger schien, so dass zumindest keine Erklärungsnot bestand, erwies die Diskussion auch hier eine Diskrepanz zur heutigen Gebräuchlichkeit. So wurde zwar ersatzweise das zeitlos gültige "Alter (Aller)" angeführt – wenn auch seinerseits

schon obsolet eher als ein Begriff der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts erachtet –, aktuellere Pendants aber eher im Kontext fremdsprachlicher (z.B. englischer bzw. arabisch-türkischer) Slang- und Kraftausdrücke gesucht und je nach Wirkungskreis bzw. Freundesgrad der "Arkadasch" (türkisch für "Kollege/Freund") und sogar der "Mothafucka" (sic!) (Begriff aus dem afroamerikanischen Ghetto-Slang und Rap, angeblich *passepourtout*) angeboten; in wieweit diese Diskussion auch im Kontext der konkreten Laborsituation zu verstehen ist, wobei vielleicht nicht ganz ernst gemeinte gruppenspezifische Prozesse (hier: gegenseitiges Hochschaukeln) wirkten, sei dahingestellt.

Neben den regionspezifischen Lexemen scheinen auch **kurze Phrasen** primär auffällig, wenn sie als typische bzw. alltagstaugliche Redewendungen (z.B.: "Wat soll'n dit?") einer bestimmten Mundart wahrgenommen, ausgedeutet oder verwendet werden bzw. im lexikalischen Gedächtnis vom standardsprachlichen Modus abweichen; dabei ist allerdings eine eher oberflächliche Wahrnehmung als quasi komplexe "Wortcluster" zu diagnostizieren, wobei nicht automatisch eine Zerlegung in die Einzelkomponenten geschieht (siehe unten: Elisionen und Kontraktionen) – soweit es die spontane Sprachwahrnehmung und nicht die intensive Schriftsprachen-Examination betrifft.

Hinter feststehenden Lexemen und Phrasen folgen in der Hierarchie nicht die syntaktisch-grammatikalischen Aspekte, wie es (sowohl aus der Salienztheorie als auch den konkreten Ergebnissen der Vorübung Ü45) zu erwarten gewesen wäre, sondern durch **verschiedene Lautwechsel** die phonetischen Merkmale, wobei die konsonantischen und vokalischen quantitativ gleichwertig nebeneinander rangieren; besonders auffällig scheinen Wörter mit einer Lautwechsel-Kombination (Standardbeispiel "das > dit"). "Ick", "keene" und "jut" werden mit höchster Treffergenauigkeit erfasst – um nicht zu sagen *gesucht*: Hier scheinen Vorbehalte in Bezug auf die konkreten Versuchsumstände angebracht, was sowohl die grundsätzliche Mediensozialisation betrifft (Erwartungshaltung für gewisse populäre Merkmale) als auch die Durchführung der konkreten Versuchreihe, wobei eine forcierte Sensibilisierung, etwaige Beeinflussung durch die Einlassungen des Moderators als auch die gegenseitige Inspiration der Gewährspersonen vor allem im Zuge der qualitativen Analyse (freie Diskussion) wirkt. Eine hohe Fehlerquote fällt vor allem dann auf, wenn die populären Stereotypen quasi "*passepourtout* untergejubelt" werden, gemäß: Wenn schon nichts anderes zu finden, ist doch bestimmt immer noch ein ick, keen oder jut vorhanden, wa?!" Hier wirkt eindeutig die von Purschke vorgestellte erwartungsindizierte *Top-down-Verarbeitung* durch, wobei die Intention besteht, "etwas Typisches" heraushören zu *wollen* bzw. es dem Moderator beweisen zu *müssen*.

Am unteren Hierarchieende steht als eigentlich DER Rote Ergebnissfaden allzu diffus das äußerst breite Feld der **Elisionen und Kontraktionen**, welche nur im exemplarischen Einzelfall separiert und meistens überhört werden, es sei denn im Kontext stereotyper Synkopen (siehe oben) als quasi "Clusterpart" verstanden.

Hier beweist sich auch die signifikante **Diskrepanz zwischen Schrift- und Lautsprachenperzeption** sowie von Labortheorie und artikulierter Sprachpraxis. So können wir im Zuge sporadischer Schriftprobenanalysen (durch mehrere ältere Gewährspersonen) die Auffassung Schirmunskis bestätigen, wenn für die schriftliche Negierung einzelner Graphen (z.B. "nicht" zu "nich") bzw. die Kontraktion autarker Wörter (z.B. "wo es" zu "wos" und "mal den" zu "maln") eine maximale Trefferquote auch auf graphologischer Minimalebene zu beobachten ist, dass in der offensichtlichen Diskrepanz zwischen Standard- und Mundartorthografie *der* saliente Faktor zur Erklärung objektiv primärer Merkmale liegt. Werden *dieselben* Merkmale

dagegen im wirklichen bzw. lebensnahen Redefluss häufig gar nicht oder als diffuse Komponenten wie selbstverständlich als prosodischer Wortflussteil wahrgenommen, müssen sie im artikulierten Modus ebenso eindeutig als sekundär bzw. subjektiv *pertinent* gelten; dabei stellt die Art der Artikulation (Geschwindigkeit und Sprachgenauigkeit) natürlich eine Variable dar: So taugen schnell gesprochene Wortcluster unter Weglassen einzelner Wortenden bzw. der Verschleifung mehrere Wörter (wie es geradezu typisch für die Mundartartikulation grundsätzlich gilt) gerade in der Perzeption durch wenig geübte Gewährspersonen letztlich nur für wenig fundierte Analysen. Häufig (oberflächliche) Aussagen lauten dann z.B. "Es klingt wie / die Melodie liegt darin" bzw. "*das* (sic! was?) ist typisch Berlinerisch", ohne eine detaillierte Aufgliederung in die dafür verantwortlichen Einzelkomponenten zu wagen – was am Rande auch Hundts grundsätzliche Zweifel an der Kompetenz laienlinguistischer Korpora bestätigt²⁶. Die konkrete Versuchsdurchführung ließe in diesem Zusammenhang ihrerseits Kritik zu, indem möglicherweise zu viele unterschiedliche linguistische Komponenten in zu komplexe Sätze gezwängt worden seien, was gerade für ein ungeübtes Klientel Wahrnehmungshürden bedeuten mag; es macht ja aber gerade in Bezug auf die Mundartsprache(n) Sinn, Sätze aus der alltäglichen Pragmatik zu entlehnen, wenn in den Dialektartikulationen die häufige Verschleifung von Worten unter Negierung standardschriftlicher Endungen ("Vernuscheln") den Roten (Laut)faden bildet. Werden diese Wortcluster artikuliert nun nicht mehr als primäre bzw. hoch saliente Stimuli wahrgenommen, scheint hier der Pertinenzbegriff im pragmatischen Grundwesen der Alltagskommunikation verwurzelt – in der Grauzone zwischen mehr oder weniger (un)genauer Artikulation (Sprecher) und (un)konzentrierter "Gelegenheitsperzeption" (Hörer).

Die Erfassung **grammatikalischer Aspekte** – mit dem hier untersuchten Fokus des Kasuswechsels "Dich zu Dir" – stellt einen überraschenden Sonderfall dar, welcher im Rahmen dieser Arbeit nicht endgültig geklärt werden konnte; es lässt sich dabei erneut eine Diskrepanz sowohl zur Schriftprobenanalyse feststellen als auch signifikant durch die unterschiedlichen Äußerungen der Altersgruppen. Zwar ist das quantitative Maß der (artikulierten) Spracherkennung durch Dreiviertel der Gewährspersonen U25 relativ hoch, wird aber keineswegs exemplarisch vor anderen z.B. lexikalischen oder phonetischen Merkmalen herausgestellt und durchaus keiner eigenen Kategorie zugeordnet, stattdessen als "nicht standkonform" eher wage am Rande mit z.B. den Kontraktionen/Elisionen gemeinsam als diffuse Komponenten eines "typischen Gesamtklanges" verstanden, der "*irgendwie* Berlinerisch" scheint. Dagegen rangieren im Schriftsprachenvergleich, durch Einzelvertreter beider Altersgruppen ausdrücklich benannt, die grammatikalischen Aspekte auf dem hierarchischen Niveau lexikalischer Abweichungen als primär auffälligste Merkmale – was wiederum die Diskrepanz von Schrift- und Sprachprobenperzeption beweist.

Es scheinen aber auch im Sprachprobenvergleich der Vorübung die Gewährspersonen Ü45 eine weitaus höhere Sensibilität für grammatikalische Aspekte zu besitzen, welche stets an erster Stelle genannt und messerscharf analysiert wurden. Das mag einerseits süffisant auf ein unterschiedliches Bildungsniveau bzw. –System der Generationen hinweisen, z.B. durch etwaiges "Einimpfen" technisch-linguistischer Grundlagenbildung im älteren Deutschunterricht; die Ergebnisse scheinen aber hier in erster Linie selbstkritisch auf die mögl. Unzulänglichkeiten in der Versuchsdurchführung zu deuten: Waren die früheren Sprachproben für die Untersuchung Ü45 eindeutig metasprachlich bzw. grammatikalisch fokussiert (siehe oben: Gedicht 02-00), rangierte die Grammatik im Zuge der neuen Fassung für die Probanden U25 quasi nur "unter ferner Liefen".

²⁶ Hundt: Lehrmaterial zur Dialektbewertung S.27 ff.

Außerdem finden sich die grammatikalischen Komponenten erst am Ende der Auswahlsätze, wobei bereits vielleicht eine größere Sensibilisierung für phonetische und andere populäre Merkmale stattgefunden hat. Wenn schließlich für den zweiten Gedichtblock zudem der soziolinguistische Fokus vorausgesetzt wurde, lässt sich hier eine Einflussnahme durch den Moderator unterstellen, was Auswahl und Anordnung der Tonproben betrifft, die wohl zur Verfälschung der Resultate beiträgt.

3.2.2 Kleine Methodenkritik

Dass der Versuch quasi unter Laborbedingungen ganz eigenen Mustern sowohl der Sprachartikulation (Einsprecher) wie der – Wahrnehmung (Hörer) folgt, steht zweifellos im (womöglich diametralen) Kontrast zur Alltagssprachlichen Wirklichkeit, wobei die methodische Interaktion *den* pertinenten Faktor bildet, und zwar dies sowohl durch die Inputs des Moderators in der Disposition und Ausführung des Versuches wie durch die gegenseitige Beeinflussung der Probanden. Es wird somit die Annahme einer objektiv begründeten, rein stimulusbezogenen Salienz unhaltbar; vielmehr lassen sich verschiedene Unzulänglichkeiten erkennen, die mehr oder weniger taugen, die Ergebnisse zu beeinflussen. Dazu lohnt eine kritische Reflexion:

Im Zuge der artifiziellen Versuchsbedingungen – die "gefühlte Prüfungssituation" im stimulusbezogenen Hinblick – wurde möglicherweise eine bewusstere Perzeption und erhöhte sprachtechnische Aufmerksamkeit forciert als einer normalen, eher zwischenmenschlich fokussierten Alltagskommunikation; Übersensibilisierung, Boykott oder Persiflierung (gerade in der Plenumsdiskussion) waren, je nach Probandentyp mehr oder weniger ausgeprägt, als Reaktionen zu beobachten.

Immerhin schien die Sprachprobenperzeption unbedingt aussagekräftiger, da pragmatisch nahe liegender, als etwa die Schriftsprachenanalyse, wie der Feldversuch eindeutig erwies und wie es am Beispiel der fraglichen Kontraktionen sowie der Grammatik (siehe oben) besonders deutlich wurde: Je intensiver sich die schriftliche Analyse von der quasi Spontanperzeption (inkl. der Freiheit zu "Überhören") entfernte, umso eher näherte sie sich – eine gewisse orthographische Grundbildung vorausgesetzt – der hundertprozentigen Treffsicherheit, wodurch letztlich nur wenig Aussagen in Bezug auf die Merkmalshierarchie abzuleiten waren.

Die Disposition und Moderation des Versuchsleiters steht ebenso in der Kritik wie das Verhalten der Probanden bzw. die kommunikative Gesamtinteraktion. So wurde oben auf die konkrete Auswahl und Abfolge der Sprachproben hingewiesen, die manchmal durchaus mehr oder weniger offensichtlich eine Vorwegnahme der Ergebnisse forcierten; sie sollten in der Tat durch Merkmalsgruppenbildung und/oder Entflechtung dahingehend taugen, ungeübte Probanden zu sensibilisieren. Hier liegt aber auch die Gefahr der Ergebnisverfälschung, wie es die unterschiedliche grammatikalische Perzeption der älteren und jüngeren Korpora im kausalen Kontext mit der konkreten Sprachprobenauswahl zu beweisen scheint, und möglicherweise noch weiter reicht, wenn sich gerade im Zuge der (wegen oben genannter Startschwierigkeiten) doch ziemlich stark gelenkten Schlussdiskussionen ein kollektives Unterbewusstsein einstellte, "was der Moderator eigentlich will". Im gleichen Kontext ließ sich auch eine gegenseitige Einflussnahme der Probanden beobachten, wenn sowohl im soziolinguistischen als auch im sprachtechnischen Diskussionsblock – teils im gegenseitigen "Hochschaukeln" bzw. im Zuge gruppendynamischer Gleichsetzungs-Prozesse – spontane Konzeptwechsel erfolgten und eben noch (individuell) er-/ausgeschlossene Sprachmerkmale (gemeinsam) revidiert oder zugesetzt wurden.

"Heimliche" schriftliche Ergänzungen, die nun das quantitative und qualitative Perzeptionsspektrum verändern, sind wohl in nicht geringer Zahl erfolgt, und sei es nur, weil man sich den Anderen gegenüber keine Blöße (des leeren Blattes) geben wollte – hier wirkte übrigens der Faktor der DOCH gefühlten Prüfungssituation durch, obwohl der Moderator dieser Annahme ausdrücklich entgegenhielt, dass die Teilnahme freiwillig sei und erwünscht subjektiv erfolge.

Die Erwartungshaltung Aller spielte eine wesentliche Rolle, was sowohl die Probanden betrifft (*Top-down-Verarbeitung*: Unterstellung von Stereotypen) als auch die Einflussnahme des Moderators (vorfokussiert und übersensibilisiert?), der sich teils andere Ergebnisse versprach – so geschah die Perzeption etwaig primärer und sekundärer Merkmale geradezu "enttäuschend" nicht so polarisiert (stattdessen eher nivelliert), wie es zur hierarchischen Gliederung erhofft bzw. nötig war.

Es lässt sich außerdem feststellen, dass durch die Dominanz einzelner Merkmale – insbesondere verstärkt durch ihre Popularität sowie die mögliche methodische Fokussierung – die Sensibilität für andere Einzelaspekte oder ganze Merkmalsgruppen herabgesetzt wurde; so ließ sich umgangssprachlich schließen: "Gegen ein *ick* und *keen* im Satz tut sich ein *nich* halt schwer".

Was Komplexität und Sprachdauer betrifft – hier prangen im besonderen Fokus vor allem die Gedichtblöcke – standen zwei Meinungen gegenüber: Natürlich muss sich im umgangssprachlichen Redefluss die Aufmerksamkeit für sekundäre Aspekte verlieren (wie z.B. die Kontraktionen und Elisionen), während phonetisch oder lexikalisch markante Einzelkomponenten deutlicher herausklingen – vor allem wenn sie im lexikalischen Gedächtnis bzw. populären Unterbewusstsein vorfokussiert wurden (sei es durch den Moderator oder die eigene Sprachsozialisation) –, so dass im negativen Sinne eine Überforderung geschieht; andererseits wirkt die Dialekt-Authentizität ja gerade nur im Redefluss, was z.B. die fraglichen Verschleifungen betrifft und das diffuse Feld der Prosodie: Es soll ja eben der pragmatische Sprachgebrauch im Analysefokus stehen bzw. buchstäblich *in den Ohren klingen*.

Trotzdem bleibt anzumerken, dass diese *gewollte* Lebensnähe auch manchen laienlinguistischen Kritiker fand. So wird der Sprecher zwar allgemein als "gut und verständlich" bezeichnet, dennoch nicht grundsätzlich aus dem realen Berliner Straßenleben empfunden; "So spricht doch keiner mehr" bzw. "(allzu) forciert, artifiziell" lauten einige Bemerkungen. Die Performance wird zwar meist als spannungsreich, lustig und kurzweilig evaluiert aber auch durchweg als überdeutlich, und linguistisch fokussiert erachtet sowie teilweise als Persiflage verstanden. Dabei taugen einige Gewährspersonen durchaus zu metasprachlicher Evaluation, wenn es hier z.B. heißt: "Der gute Sprecher wirkt etwas alkoholisiert und fällt deshalb unsympathisch auf – Das kann aber auch nur an der *perzeptiven Situation* (sic!) liegen". So stehen abschließend sowohl technisch als auch soziologisch die Authentizität der Sprachproben bzw. die artifizielle Kommunikationssituation im Labor- bzw. Klassenzimmer grundsätzlich in Frage.

3.3 Soziolinguistische Aspekte

Im Gegensatz zur Spracherkennung, die anscheinend in erster Linie dem sprachlichen Input primärer und sekundärer sprachtechnischer Stimuli folgt, scheint die Sprachbewertung ungleich subjektiver der individuellen Disposition vor dem soziohistorischen Hintergrund und der konkreten Versuchssituation geschuldet, wobei Sozialisation (Hörer), Interaktion (Sprecher-Hörer-Moderator) und kollektive Sprachkonzepte als pertinente Faktoren wirken; dabei sind vor allem Unterschiede zwischen den Altersgruppen, aber auch nach lokaler Herkunft zu beobachten.

Die Ergebnisse der quantitativen Ermittlung in Bezug auf etwaige **empathische und ästhetische Urteile** sind erst im Zuge der Plenumsdiskussion sinnvoll zu verifizieren. Hier legt die überwiegende Korpusmehrheit jüngerer Hörer unerwartet negative Urteile zum Berlinerischen Dialekt (bzw. dem Mundartgebrauch schlechthin) vor, welche deutlich vom Sprachempfinden älterer Gewährspersonen abweichen. Dem ästhetischen Kriterium nach schneidet Berlinerisch besonders negativ ab, indem keine einzige "ästhetische" gegen zwei Drittel "unästhetischer" (im übrigen "neutrale") Zuordnung prangt; die Mundart wird also überwiegend als "hässlich" wahrgenommen. Auch die Sympathiewerte sind gering: Von der Korpushälfte als "unsympathisch" evaluiert steht nur eine einzige – ironischerweise nicht Berliner (zudem weibliche) – Probandin dagegen; im übrigen gilt neutrale Enthaltung bzw. etwaige Teilnahmslosigkeit (siehe unten). Dabei steht, wie die qualitative Ermittlung erweist, das Sozialkonzept im Fokus, welches überwiegend negativ erachtet wird: Der Berliner Soziotyp der "Kodderschnauze aus dem einfachen Volke" wird durch alle Generationen vorausgesetzt, gilt aber den jüngeren Probanden offenbar als sozial stigmatisiert nicht der Nachahmung würdig; vielmehr sucht man sich dagegen abzugrenzen, und sei es durch die Ablehnung von Mundartsprache im allgemeinen Sprachgebrauch. Wenn überhaupt Dialekt verwendet, wird er auf gewisse private, und berufliche Domänen beschränkt und kaum oder gar nicht mehr mit populären Personen assoziiert. Eine größere Identifikation mit der Mundartsprache wirkt im allgemeinen durch die gnädigeren Bewertungen älterer Gewährspersonen durch, welche mit Dialekt häufig Lokalkolorit und eigene Sprachbiographien assoziieren; es wird allerdings das Berlinerische konkret durchaus unterschiedlich empfunden, wobei die Herkunft – Eingeborener oder Zugereister? – eine wichtige Rolle spielt: Wird die Mundart hier lokalpatriotisch aufgewertet, scheint sie dort wenig beliebt, was nach den persönlichen Erklärungen im Zuge der qualitativen Auswertung (Vieraugen-Gespräche) offenbar auf Vorurteilen oder Erfahrungen während der "Mauerjahre" fußt, wobei "den" Berlinern, zu Recht oder Unrecht, der Nimbus einer gewissen Arroganz zuteil (oder Neid entgegengebracht) wurde.

Hundertprozentige Übereinstimmung durch alle Korpora und Altersklassen besteht in der **geschlechtsspezifischen Klassifikation** des Berlinerischen als eindeutig "männlich", wobei wohl archetypische Geschlechtsbilder im Einklang mit dem Sozialcharakter wirken: Der derbe Tonfall wird zweifellos eher mit dem "Kerl aus dem Hinterhof oder an der Werkbank" assoziiert als der "Frau in Kindergarten, Küche und Kirche". Das gilt indes mit Vorbehalt im Angesicht des dualen Männerüberschusses, was sowohl die Neutralität der Korpora (mehr als zwei Drittel männlich) als auch der Sprachproben (bis auf zwei sämtlich vom Manne gesprochen) betrifft. Dazu kommt, dass die teils als "pointiert" empfundene Artikulation das "chauvinistische Wesen" ebenso wie das "proletarische Milieubild" forcieren – und dabei vielleicht zu überspitzt "DEN Mann (sic!) von der Straße" zeichne.

Wenn der Fließtext-Block der Korpora U25 zu einem guten Drittel nur knappe Einlassungen aufweist bzw. gänzlich leer verbleibt, mag man eine grundsätzliche Methodenkritik unterstellen ("Was geht's mich an?" = Boykott?) oder auf technische Verständnisschwierigkeiten schließen (seltener: "Ich konnte gar nix verstehen"); es stellt sich aber nach quasi mündlicher Initialzündung im Zuge der anschließenden (vielleicht etwas zu gruppendynamisch aufgereizten) durchaus munteren Diskussionen vielmehr ein soziologisch begründeter Rotfaden heraus, welcher die typisch rudimentären schriftlichen Zitate erklärt: "So wird doch gar nicht mehr gesprochen." "Hab ich *keene* (sic!) Meinung zu." "Ist mir eigentlich *Wurscht* (sic!)."

Viele Probanden U25 tun sich offenbar grundsätzlich schwer, einen **persönlichen Zugang zur Mundartsprache** zu finden und negieren mehr oder weniger bewusst die Identifikation bzw. mundartsprachliche Sozialisation (welche am Rande ironischerweise doch in den Kommentaren immer wieder subtil durchwirkt, da offenbar eine unterbewusste Kenntnis schwingt), obwohl bzw. gerade weil der untersuchte Dialekt beinahe einstimmig aus dem eigenen (häufig sowohl lokalen als auch sozialen) Herkunftsbereich stammt. Das steht im diametralen Gegensatz der älteren Probanden, welche im eigenen Mundartbereich sowohl ein hohes Maß an "vertrautem Lokalkolorit" empfinden als auch häufig persönliche Entsprechungen ihres sozialen Selbstkonzeptes, gemäß "Es klingt wohlvertraut wie ..." – Dann folgen häufig lukullisch ausgewählte eigenbiographische Einlassungen.

Im Bezug zur hier untersuchten Berlinerischen Mundartsprache weisen die jüngeren Probanden in der Mehrheit eine signifikante Gleichgültigkeit und Entfremdung, wenn nicht bewusste Abgrenzung auf, indem der Mundartgebrauch weitgehend **domänisiert** auf bestimmte (häufig soziale Rand)bereiche verdrängt, wenn nicht gar eindeutig **stigmatisiert** besteht (siehe unten: Details zum Sozialkonzept). Es werden kaum aktuelle Ableitungen etwaiger "Mundartpaten" (prominenter Mundartsprecher aus Politik und Medien) angestellt und das Dialektmilieu auf wenige Nischen eingegrenzt; diese liegen stereotyp in der Familie (vor allem der *älteren* Verwandten), unter Umständen des Freundeskreises (mit einem häufig süffisanten Bezug auf die "bedauernswerten Landeier" aus der Brandenburgischen Peripherie, siehe Details unten) sowie spezifisch assoziierten Tunfeldern, hierbei nicht nur vom Hörensagen sondern auch de facto aus dem eigenen Wirkungskreis (Stichwort: Bauschule). Dazu kommt die mehr oder weniger nachprüfbar Beobachtung bestimmter "Straßen, Ecken oder Kieze", in denen (stets oder zu bestimmten Tageszeiten. Stichwort: ECKKneipe am Wochenende) Dialekt gesprochen werde; dabei wird meistens kausal der Berliner Soziotyp des "einfachen Mannes von der Straße" (siehe unten) assoziiert.

Was etwaige "**Mundartpaten**" betrifft, weist der Korpus U25 durchweg eine signifikante Unkenntnis auf, die selbst für den Moderator (45) überraschend scheint, da ein gewisses Maß medialer "Grundbildung", und sei es nur über obligatorische Fernsehwiderholungen, zu erwarten war. Als "Urgesteine" vermutete Medienvertreter wie Günther Pfitzmann und Harald Juhnke (welche als "Berliner Originale" im ganzen Bundesgebiet bekannt geworden und sich dort – obwohl vor über einem Jahrzehnt verstorben – noch immer hoher Beliebtheit erfreuen) werden tatsächlich nicht einmal genannt und auch auf Rückfrage als de facto unbekannt nur mit Stirnrunzeln kommentiert ("Wer war das denn?"); nur sehr vereinzelt wird Dieter Hallervorden angeführt, vielleicht, da noch lebendig regelmäßig in den aktuellen Medien auch für ein jüngeres Publikum präsent. Die Nennung gerade Hallervordens scheint aber auch sowohl problematisch wie typisch für das aktuelle Dialektverständnis: Wenn seine Artikulation sich häufig eher als lokal unspezifisches "Kauderwelsch" entpuppt, das nicht unbedingt den (nach der traditionellen Fachliteratur²⁷) erachteten authentischen Berliner Dialektton trifft, wird hier ein Schlaglicht auf das aktuelle Sprachkonzept im allgemeinen geworfen, dass die Mundartsprache zunehmend automatisch domänisiert dem Bereich der Comedy, Persiflage bzw. des Klamauks zuweist²⁸. Vor diesem Hintergrund ist es aber gleichsam nicht erstaunlich, dass der Mundartgebrauch in anderen Dialekträumen ungleich populärer wirkt als im Berlinerischen, wenn er zumindest im Bereich der Comedy und des "seichten"

²⁷ Dagegen: Kiaulehn um 1965: Der *richtige* (sic!) Berliner in Wörtern und Redensarten.

²⁸ Vergl. Domänisierung in: <http://www.musicline.de/de/genre/lexikon/Comedy/Dialekt-Comedy>.

Showbusiness (Familienunterhaltung, Volksmusik etc.) durch eine große Bandbreite aktueller Angebote gepflegt wird und dabei alle Generationen anspricht, z.B. durch das Hamburger Ohnsorgtheater (plattdeutsch/missingsch), diverse Bayerische Fernsehkrimis sowie ein regelrechtes Füllhorn zumeist im südwestdeutschen (hessisch-schwäbischen oder bayerischen) Dialektraum verwurzelte Volksmusik-Formate – hier scheint das Berlinerische derzeit medial quasi im Dornröschenschlaf zu stagnieren und spät. um die Jahrtausendwende mit dem Ableben oben genannter "Urgesteine" aus der (zumindest einheimischen) Populärkultur verschwunden. Für die Probanden Ü45 dagegen gilt ein hohes Maß an mundartsprachlicher Mediensozialisation, wobei der sprachliche "Lokalesprit" als fester Bestandteil des Selbstkonzeptes wirkt sowie der persönlichen Biographie; dann leuchten im Rückblick auf familiäre Fernsehabeude der 1980er Jahre mit z.B. den "Drei Damen vom Grill" buchstäblich die Augen der Gewährspersonen.

Zur **persönlichen Anteilsfindung** des Korpus U25 werden in der Regel die älteren Familienangehörigen genannt (manchmal die Eltern, häufiger die Großeltern), aber teils ungnädig evaluiert (siehe unten); es werden nicht immer Angehörige aufgeführt, da viele Probanden einen Migrationshintergrund aufweisen. Daneben rangieren Freunde und Bekannte, welche interessanterweise signifikant häufig nicht im Berliner Stadtgebiet sondern in der Peripherie bzw. dem Brandenburgischen Umland verortet werden. Hier wirkt neben den soziologischen Konzepten ein empirisches Halbwissen durch, das sich – zwar einerseits individuell nachweislich auf tatsächliche Erfahrungen stützend, andererseits mit den sozialhistorischen Vorurteilen und teils antipatischen Selbstkonzepten harmonierend – als keineswegs objektiv enttarnt: Wenn neben "Brandenburg" und "OST-Berlin" auch teils gleich "*die ganze DDR*" (sic! Zur Abwechslung mal nicht die Sachsen) "so oder so ähnlich spreche (natürlich *nicht* mehr der Metropol-Berliner)", so schaut die Mehrheit der Probanden (junge Erwachsene aus dem Berliner Westen) auf "die armen, alten Verwandten und Bekannten, die in der griesen Gegend leben", in der Tat – vielleicht im Diskussionskontext auch gruppensdynamisch bestärkt – mit einer süffisanten Mischung aus Mitleid und Verachtung.

Diese **Distanzierung vom Mundartgebrauch** ist in vielen Fällen als Roter Faden durch den Korpus U25 zu beobachten, wenn es um die eigene Person im Kontext mit den mundartsprachlichen Verwandten, Freunden und Berufsfeldern betrifft, wobei neben dem Altersgefälle eindeutig soziale Selbstkonzepte im Fokus eines angenommenen Mundartstigmas liegen. Es wird zumeist angesetzt: "So würde ich nur sprechen, wenn..." – die Umstände mundartgerecht domänisiert bzw. sozial akzeptiert seien, bzw. süffisanter (und dabei sicherlich gruppensdynamisch forciert) der eigene Vernunftspegel (z.B. durch Alkoholgenuss) herabgestuft sei. "So" sprechen nur die "alten Verwandten" – und manchmal die ungeliebten und/oder jene, für die man schämt (wie sich unten erweist); gnädiger und niedlicher kommt da schon "Opa – *wenn er sich aufregt*" rüber. Auf Berufsgruppen bezogen, werden häufig die Bauleute (sowie skurrilerweise Busfahrer und Sozialarbeiter) angeführt, wobei ersteres im spezifischen Umfeld der Korpora (überwiegend Mitglieder einer Bauschule) nicht verwundert. Die weitere Eingrenzung der lokalen und sozialen Wirkungskreise sowohl im schriftlichten Block wie im Zuge der Diskussion führt manchmal zu Stirnrunzeln, häufiger zur Heiterkeit des Moderators, was die teils skurrilen, manchmal degradierenden Kommentare vor dem Hintergrund subjektiver individueller bzw. kollektiver Sprachkonzepte (Vorurteile) betrifft. Sie reichen von konkreten soziolokalen Erfahrungen ("der Punk", "der Assi (sic!) von der Straßenecke", "abends in der Eckkneipe im Suff – in bestimmten Vierteln vermehrt:

Wedding, Neukölln") bis hin zu diffusen Einlassungen ohne tieferen Erkenntnisgewinn ("ich finde Mundart schrecklich – so kann/darf man nicht sprechen"); es wird übereinstimmend der Stereotyp "der unteren Schicht" bemüht, der man sich selbst natürlich zu entziehen sucht (außer privat unbeobachtet oder im nächtlichen Über-die-Stränge-Schlagen).

Zur (sozio)lokalen Verortung des als typisch erachteten Berlinerischen Mundartbereichs ist durch unsere Korpora – in weitgehender Übereinstimmung mit den Untersuchungen Reihers²⁹ – ein signifikanter Ost-West-Kontrast und ein Konzeptwechsel über die Generationen zu beobachten. Dabei stehen älteren Gewährspersonen aus West-Berlin (bzw. mit "BRD-Hintergrund") eher die traditionellen Arbeiterkieze von Wedding und Kreuzberg vor Augen, während die Ost-Berliner das gesamte Weichbild der "Hauptstadt der DDR" (und die Brandenburger Peripherie darüber hinaus) bezeichnen; während im Westen offenbar bereits eine frühe Mundartstigmatisierung als "Dialekt der Arme" geschah, galt (und gilt) im Osten eher der Nimbus des "Lokalesprits für Alle" – was sich zweifellos aus den sozialpolitischen Wertvorstellungen vor dem Hintergrund kapitalistischer und kommunistischer Systeme während des Kalten Krieges erklärt sowie im Fokus der "Insel Berlin" als *beiderseits* der Mauer mehr oder weniger isoliertem Sozialbiotop. In den Nachwende-Jahren werden anscheinend die lokalen und sozialen Sprachkonzepte weitgehend nivelliert von jungen wie alten Gewährspersonen sowohl auf die traditionellen (eher westlichen) Arbeiterkieze bezogen als auch zunehmend fokussiert auf die Ost-Berliner Stadthälfte in ihrer Gesamtheit und die Brandenburger Peripherie; dabei scheint die lokale Sozialisation der Probanden U25 (d.h. der Nachwende-Generation), ob aus Ost oder West – zumindest nach ihrem Selbstkonzept –, keine Rolle mehr zu spielen. Ihnen durchweg gemeinsam ist die Abwertung des Berlinerischen als sozusagen sprachlicher Anachronismus, sei es sozial (der West-Berliner "Kneipenprolet aus Wedding oder Kreuzberg") oder demographisch (dies auch mit politischem Unterton?) *der Ost-Berliner, der arme Brandenburger* bzw. "derjenige aus der (ehemaligen) DDR" schlechthin. So stellen wir mit Reiher übereinstimmend fest, dass zwar bezüglich der Dialektverortung weiterhin eine Ost/West-Diskrepanz besteht, sich der Mundartsprachgebrauch aber überhaupt durch nachlassende Identifikation bzw. verstärkte Stigmatisierung auf dem Rückzug befindet – wer will sich schon als (Westberliner) "Prolet" bzw. (Ostberliner) "Ostalger" präsentieren (außer halt in verschwiegenen Domänen)?

Politische und historische Konzepte spielen in der Beurteilung des Berlinerischen eine stark rezessive Rolle, während andere Dialekte teils durch alle Generationen hindurch eine ungleich stärker politisierte Perzeption erfahren³⁰; politische Köpfe (i.G. zu einzelnen Medienvertretern s.o.) werden gar nicht aufgeführt. Nur in Einzelfällen werden gewisse Ableitungen diskutiert, die einerseits ein negatives Schlaglicht auf die schulische Geschichtsbildung werfen mögen, andererseits wiederum vor Augen führen, wie persönliche bzw. kollektive Assoziationen als stark pertinente Faktoren die Sprachwahrnehmung beeinflussen bzw. zu trüben vermögen:

Kaum wird das "Alte Preußen" bemüht – Der Hauptmann von Köpenick, auch in den Medien präsent? – folgt schon die Unterstellung "so sprachen doch die ollen Nazis?!" Dabei wirkt ein Kontext linguistischer Empfindung und historischen Halbwissens durch: Zwar mag der "Preußische Kasernenton" rüde, herrisch,

²⁹ Reiher: *Berlinerisch heute – Kompetenz - Verwendung – Bewertung*.

³⁰ – hier wird im Gegensatz auch immer wieder Sächsisch eingeworfen, das einstimmig ungnädig, ja, gehässig durch beide Korpora ausgedeutet wird: Sei es links- (Korpus Ü45 mit Mauerzeit-Erfahrung und Mundartpaten Ulbricht) oder rechtslastig (Korpus U25 in aktuellen "Pegida"-Zeiten).

chauvinistisch klingen – was dem unterstellten Sozialtyp durchaus naheliegt (siehe unten) – ist aber alles andere als mit den bekannten bzw. berüchtigtsten Vertretern des nationalsozialistischen Regimes verknüpft, welche keineswegs Berlinerische Mundart sprachen als vielmehr z.B. signifikant Bajuvarisch-österreichisch (Hitler mit rollendem R) bzw. Rheinisch-Kölsch (Göbbels mit breiten Vokalwechseln). Viel sagend für die teilweise perzeptive Oberfläche bzw. mangelhafte Grundbildung scheint auch die (überflüssige?) Diskussion zum populärsten Sprachbeispiel "Ich bin ein Berliner", das von vielen Gewährspersonen U25 geradezu nachlässig Kennedy "untergejubelt" wird, gemäß: "Das hat (SO) doch Kennedy gesprochen." Dass Kennedy – keineswegs eingeborener Berliner und wahrscheinlich mit nur geringen Deutschkenntnissen behaftet – seinen Satz mit signifikant amerikanischen Lautwechseln sprach und gerade das "ick" NICHT artikulierte, wird dem Plenum erst auf ausdrückliche Rückfrage deutlich und kritisch reflektiert; dass ein "ick", vorrangig im laienlinguistischen Sprachlexikon gespeichert, sich quasi passepartout hervorragend in jede Sprachprobe fügt, wurde oben bereits erwähnt.

Zu guter letzt: Der Berliner Soziolekt

Wird der Berliner Dialekt keineswegs historisch-politisch wahrgenommen, gilt er durch die Korpora und Generationen übereinstimmend als **Lautzeichnung DES deutschen Proletariats** (je nach Sichtweise: *Proleten*)³¹. Dabei weichen die Empathiewerte unter Zugrundelegung des eigenen Sozialkonzeptes vor dem jeweiligen soziohistorischen Hintergrund erheblich ab. So schwankt die Evaluation der sprichwörtlichen "Berliner Kodderschmauze" nach Alter und Herkunft zwischen liebevoll-lokaltypisch, potenziell bedrohlich bis hin zu "völlig niveaulos".

Meistens steht der "(Kneipen)prolet" vor allem vor den Ohren des jüngeren Publikums und durch alle Korpora fast einstimmig "Der Mann von der Straße". Dabei fällt aber eine ungleich negativere empathische Bewertung auf als etwa des sozial vergleichbaren "Plattdeutsch sprechenden einfachen Küstenbewohners", welcher für gewöhnlich als sprachlich wie persönlich angenehm eingestuft bzw. wahrgenommen wird; möchte man diesem durchaus im Urlaub begegnen, wird jenem häufig "nicht über den Weg getraut": "Den (Berliner) trifft man wohl nur noch besoffen an der ECKKneipe" "oder nachts auf einer dunklen Straße (im Kiez von Neukölln oder Wedding)", so klingt das mehrheitliche Urteil – äußerst despektierlich und sicherlich auch, wie schon verlautet wurde, durch gruppenspezifische Prozesse im Zuge der Diskussion verstärkt (soweit als pertinenter Faktor zu berücksichtigen). Zahlreiche weitere Zitate des Korpus U25 bestätigen in der überwiegenden Mehrheit die soziale Stigmatisierung zumindest des Berliner Dialektes: "Schlecht, hässlich, asozial, unfreundlich, ruppig", "die Assis, die *Proleten* (bewusst statt *Proletarier*)" etc. In diese soziale Kerbe haut dann sinnbildlich eine junge Dame mit gleichsam subjektiven wie verheerenden Urteilen zur "Grässlichkeit" der Mundart, wobei "man so doch gar nicht sprechen kann und darf", obwohl bzw. gerade weil "ihre Oma (und weitere Verwandte) ebenso sprechen" – von denen es sich offenbar vehement abzusetzen gilt (und dem ganzen übrigen so ungeliebten Sozialklientel, das hier berufen wird). Wenn die Lehrerin dann hinterher im Vieraugen-Gespräch mit dem HA-Verfasser anmerkt: "Typisch – Die will was Besseres sein", zeigt sich hier hervorragend die klaffende Fuge zwischen dem eingebildeten Selbst- und kollektiven Sprachkonzept der Berliner Mundart als "Sprache der Unterschicht".

³¹ Vergl.: *My Fair Lady* (Lerner/Loewe) in der bundesdeutschen Übersetzung durch R. Gilbert (1962): Hier wird der britische *Cockney*-Akzent in das Berlinerische übertragen und gleichsam sinnbildlich für das proletarische Milieu verstanden (dagegen für Österreich: Übertragung ins Wienerische!).

Zumindest unsere jüngeren Gewährspersonen schaukeln sich durchaus gegenseitig hoch, obwohl/weil sie meistens aus *eben diesem* Milieu (unterer Mittelstand, Wirkungskreis Bau) stammen und sich offenbar davon zu distanzieren suchen; es ist aber auch gerade vor dem Hintergrund der Globalisierung (erhöhte Einstellungsvoraussetzungen, gesteigerte Bildungsnot) sowie zunehmender Migration (Wechsel zu fremdsprachlichen Lehnwörtern aus dem türkischen oder englischen Sprachbereich) auch nicht überraschend, dass die angebliche "Milieusprache der Alten, Proleten und Landeier" zumindest obsolet erscheint.

Die geringe soziale Akzeptanz des Berlinerischen (bzw. des damit assoziierten Berliners) ist aber, wie oben erwähnt, auch bereits durch die Ortsfremden des älteren Korpus bestätigt, wobei vor dem Hintergrund der Mauerzeit zweifellos Vorurteile und/oder persönliche Erfahrungen nag(t)en; es ist von "Chauvinismus, Arroganz und burschikosem Auftritt" die Rede (auch solcher Gewährspersonen, die *persönlich* gar keinen Berliner kannten!), was möglicherweise auch simpel auf Neid in der Zeit des frühen Wirtschaftswunders (der "so besonders verwöhnten" Berliner Inselbevölkerung?!) zurückzuführen sei.

Umso positiver wird die "Kodderschнауze" von den älteren Eingeborenen verstanden: "Rau(ert) aber herzlich" lautet die häufigste Umschreibung und dass "Berlinerisch ruppig klingen mag, dahinter aber versteckt liebevoll und ehrlich" sei – zweifellos subjektive Konzepte, die keiner Überprüfung standhalten. Etwas konkreter dagegen mit durchaus objektiver technisch-linguistischer Begründung wird vom Kollegen Rt. vermerkt, dass die Berliner Synkopen "für eine schnelle und präzise Kommunikation (gerade im Baugeschehen) stehe, welche darüber hinaus in ihrer natürlichen Ruppigkeit taue, etwaig schwerwiegende Beleidigungen zu vermeiden" – das trifft wohl bestens überhaupt das Bild proletarischer Umgangskommunikation, welche ähnlich verlautet unter Akademikern eher für Zerwürfnisse sorgt. Wie wenig objektiv soziolinguistische Sprachkonzepte taugen und nur dem Hörerurteil folgen, zeigen schließlich auch gerade die vorliegende Tonproben – ist *unsere* "Berliner Schnauze" doch als Bildungsbürger im noblen Südwesten enttarnt und keineswegs als "Mann von der Straße" im Weddinger Hinterhof verortet.

6. Fazit

Es lässt sich resümieren, dass die Spracherkennung vornehmlich stimulusbegründet durchaus objektiven Maßstäben folgt, wobei die kommunikative Interaktion eine mehr oder weniger bedeutende Nebenrolle spielt. Das weite Feld der Sprachbewertung scheint sich dagegen subjektiv und variabel aus der Summe individueller Sprachkonzepte vor dem soziohistorischen Hintergrund zu entfalten.

Zur **Spracherkennung** lassen sich im Zuge unserer Versuchsauswertung sowohl Anhaltspunkte finden, die auf einen überwiegend stimulusfixierten Salienzbegriff deuten³², andererseits gleichsam den essentiellen Einfluss "pertinenter Faktoren" (d.h.: die Bandbreite kollektiver Interaktionen und individueller Dispositionen) beweisen und deren Auswirkung auf die perzeptive Variabilität; es lässt sich feststellen, dass Auers Salienzmodell, mit dem Begriff der *kognitiv bedingten Salienz* im Zentrum³³, unseren Beobachtungen vielleicht am nächsten kommt, wobei unter maßgeblicher Zugrundelegung des sprachtechnischen Stimulus die Wechselwirkung von Sprecher, Hörer (und ggf. Moderator) im Fokus steht. So können wir folgende Merkmalshierarchie begründen:

³² wie ihn etwa Schirmunski voraussetzt: s. Aufsätze zu Salienzstudien.

³³ Auer: Anmerkungen zum Salienzbegriff.

An erster Stelle stehen mit einer hundertprozentigen Trefferquote die regionspezifischen Lexeme und Synkopen (Kurzphrasen) als stark primäre Merkmale im Fokus der Spracherkennung – wenn auch nicht immer des –*Verstehens*. Zwar morphologisch von allen Korpora durch den Kontrast zum Standardwortschatz abgegrenzt, variiert das semantische Verständnis vor allem nach Altersgruppen erheblich; dem liegt vor dem Hintergrund ihrer zeitgenössischen Sprachsozialisation das spezifisch lexikalische Gedächtnis der Gewährspersonen zugrunde.

Es folgen die phonetischen Phänomene, wobei im Zuge unserer Untersuchungen keine eindeutige Hierarchie zwischen konsonantischen und vokalischen Lautverschiebungen zu erschließen war; so rangierte z.B. mit einer hohen Erkennungsrate die Konsonantenverhärtung ("ick") gleichwertig neben der vokalischen Monophthongisierung ("keene"). Als hoch salient stellten sich vor allem jene Worte heraus, in denen eine Kombination vokaler und konsonantischer Lautwechsel wirkte ("dit" mit hundertprozentiger Treffsicherheit). Hier beweist sich wohl durch solche "deutlich differenzierbare Doppelformen" am ehesten Schirmunskis Vorstellung, wonach das Maß der Standardschrift-Lautsprachendiskrepanz *der* Grundfaktor eines objektiven, rein merkmalsbezogenen Salienzbegriffes sei. Vorbehalt ist dabei angebracht, indem pertinente Einflüsse auch auf dieser hohen hierarchischen Ebene bereits eine Rolle zu spielen scheinen: So werden einerseits z.B. mit "ick" und "keene" häufig populäre Begriffe aus der Mediensozialisation erkannt, welche eher einem hohen lexikalisch-morphologischen als etwaig phonetischem Wiedererkennungswert zuzuordnen sind. Es zeigt sich andererseits z.B. mit der Elision von "nicht" zu "nich", welche kaum wahrgenommen rezessiv nur als sekundäres Merkmal rangiert, dass der Faktor der Schriftsprachendiskrepanz keineswegs als Garantie primärer Wahrnehmung feststeht; hier scheinen vielmehr – zumindest im Zuge von Sprachprobenversuchen – u.a. Artikulation und Redefluss *die* pertinentesten Parameter, durch welche das Merkmal mehr oder weniger auffällig erscheint (siehe dazu unten: Wortverschleifungen).

Der Status der Grammatik konnte, wahrscheinlich methodenbedingt, nicht endgültig erschlossen werden, da den verschiedenen Korpora teils unterschiedliche Sprachproben mit bzw. ohne grammatikalische Fokussierung (Stichwort: metasprachliche Inhalte) vorgelegt wurden – was am Rande auch ein Schlaglicht auf die Unzulänglichkeit unserer Versuchsdurchführung wirft. Zwar lässt sich ein hoher Erkennungsgrad diagnostizieren, rangiert aber ohne besondere inhaltliche Einlassungen gleichwertig neben den Lautverschiebungen.

Zuletzt folgt mit dem weiten Feld der Elisionen und Kontraktionen, die kaum bewusst wahrgenommen wurden – es sei denn im Zuge kürzester bzw. populärer Phrasen (Synkopen, z.B. "wat soll'n dit?") – *der* Rote Erkenntnisfaden unserer Versuchsreihe: Wenn gleichsam Wortverschleifungen – "kannste (kannst du)", "wos (wo es)", "maln (mal den)" – wie die Endlautelisionen zuvor (s.o.: "nicht(t)") unter Zugrundelegung der Schriftsprachendiskrepanz eindeutig als primäre Merkmale anzusehen *wären*, im konkreten Falle aber – im Zuge pragmatischen Sprachgebrauchs und fließender Artikulation – häufig gar nicht berücksichtigt oder nur mit diffusen Umschreibungen sozusagen prosodisch angedeutet wurden ("das klingt wie..."), so steht hier nun exemplarisch Auers *kognitiv bedingter Salienzbegriff* im Zentrum; dabei bedingen eine Reihe quasi pertinenter Faktoren die perzeptive Variabilität, mit der Interaktion zwischen Sprecher und Hörer im Fokus.

Der Perzeptionsgrad schien auf die Verschleifungen bezogen vor allem durch drei Parameter bestimmt: Die Artikulation (Genauigkeit bzw. Geschwindigkeit) des Sprechers, die Sensibilität des Hörers (unter Voraussetzung seiner individuellen Disposition bzw. temporären Konzentration), sowie der technische Merkmalskontrast.

Im natürlichen Redefluss verliert sich die Aufmerksamkeit für Wortverschleifungen, während markante Einzelphänomene deutlicher herausklingen; so war zu beobachten, dass die Sensibilität für sekundäre Phänomene nachließ, je prägnanter bzw. populärer einzelne primäre Merkmale auftraten – will heißen: Im komplexen Wortcluster wurden die feineren Nuancen simpel *überhört*³⁴.

Da der Sprachprobenperzeption häufig als populär erachtete Merkmale – "Ick und Keene sind schon mal immer dabei" – sozusagen passepartout "untergejubelt" wurden, steht hier letztlich mit Purschkes erwartungsindizierter *Top-down-Verarbeitung*³⁵ ein "Klassiker" der Pertinenz im Fokus, welcher zur Überleitung in den zweiten Versuchsblock der subjektiven Einstellungen bzw. Sprachkonzepte taugt.

Wenn sich schließlich die konkrete Versuchssituation als *der* pertinente Faktor enttarnte, so dass sich nebenbei auch Hundts grundsätzliche Zweifel an der Aussagekraft laienlinguistischer Untersuchungen zu bestätigen scheinen, was etwaige Unzulänglichkeiten der Versuchsdurchführung (Stichwort: Laborsituation) und die Sprachkompetenz der Gewährspersonen betrifft³⁶, sei hier noch Platz für eine **kleine Methodenkritik**. So trugen in unserer Versuchsreihe u.a. folgende Parameter mehr oder weniger dazu bei, die Ergebnisse abzufälschen:

- Die Auswahl, Reihenfolge und Qualität der Sprachproben sowie die Art ihrer Präsentation (schriftlich versus akustisch).
- Die Sensibilität der Korpora in ihrer Ganzheit bzw. einzelner Gewährspersonen sowie deren Bereitschaft, sich der "Prüfungssituation" zu stellen (Frage: Überhöhte Aufmerksamkeit versus Boykott?).
- Die Einflussnahme des Moderators durch die Disposition der Sprachproben und Fragebögen sowie seine mögl. Erwartungshaltung und Forcierung im Rahmen der gelenkten Plenumsdiskussion.
- Die interne Kommunikation und gegenseitige Beeinflussung der Probanden durch u.a. persönliche Erwartungshaltung, Befürchtungen (Stichwort: "Prüfung") und gruppendynamische Prozesse ("Nivellierung und Hochschaukeln").

Was die **Sprachbewertung** betrifft bzw. die kausale Ableitung angeblich ortstypischer Temperamente und Menschentypen, lässt sich durch unsere verschiedenen Korpora und Altersklassen ein ungleich differenzierteres, weitgehend subjektives Meinungsbild feststellen, das offenbar auf persönlichen Einstellungen und kollektiven Sprachkonzepten fußt. Zur Frage der Bewertung etwaig "hässlicher oder schöner" bzw. "sympathischer oder unsympathischer" Mundarten stellt Hundt dazu zwei Thesen voraus³⁷: Der *Eigenwerthypothese* gegenüber, nach welcher "objektiv nachweisbare Kriterien für die Bewertung einer Varietät verantwortlich" seien (z.B. stark saliente linguistische Merkmale), steht die *Normdekrethypothese*, wobei die Bewertung "nicht von innersprachlichen sondern von kognitiv bzw. soziolinguistisch begründeten außersprachlichen Faktoren abhängt". Unter eigener Voraussetzung der letzteren These schließt Hundt mit dem Fazit, dass es "KEINE hässlichen oder schönen Dialekte in objektiver Sichtweise" gäbe.

³⁴ In diesem Zusammenhang sei auf die Diskrepanz zwischen Schrift- und Lautsprachenperzeption hingewiesen, wobei die Salienzhierarchie potenziell primärer und sekundärer Merkmale natürlich diametrale Unterschiede aufweist. Je intensiver und weniger spontan die Examination geschieht, umso auffälliger erscheinen auch jene Phänomene (z.B. einzeln negierte Graphen), welche artikuliert nicht wahrgenommen werden bzw. als im Wortcluster verschliffen rezessiv rangieren.

³⁵ Purschke: Zur Theorie von Salienz und Pertinenz.

³⁶ Hundt: Lehrmaterial zur Dialektbewertung, S.27 ff.

³⁷ Hundt: *Beliebte und unbeliebte Dialekte*, S. 22.

Hundts Ansatz steht dabei analog zu Auers Salienzmodell, welches mit den entsprechenden Begriffen der *kognitiv* bzw. *soziolinguistisch bedingten Salienz* sowohl das Sprecher-Hörer-Verhältnis berücksichtigt als auch die individuelle und kollektive Disposition im spezifischen soziohistorischen Kontext.

Auf empathische und ästhetische Gesichtspunkte bezogen rangiert das Berlinerische nach der Meinung unserer Gewährspersonen im dialektischen Mittelfeld und trifft die Durchschnittswerte geläufiger Statistiken³⁸; es lässt sich aber auch eine starke Polarisierung erkennen, die von liebevoll-lokalspezifisch (meistens älterer *und* eingeborener Gewährspersonen) bis zu degradierend und offen feinselig (der meistens jüngeren *und/aber* auch gleichsam einheimischen Probanden) reicht; ein etwa ausgleichswilliges Mittelfeld ist kaum vorhanden. Während die Einheimischen des älteren Korpus durchaus mundartsprachliches Lokalkolorit empfinden, welches unter älteren Auswärtigen teils auf große Vorbehalte stößt – hier mögen Vorurteile aus den Mauerjahren wirken (Neid, Unterstellung von Arroganz etc.) –, distanzieren sich jüngere Gewährspersonen grundsätzlich vom Berliner Dialekt bzw. damit möglicherweise assoziierten Soziotypen (s.u.).

Die Frage nach etwaig geschlechterspezifischer Assoziation wird dagegen einmündig mit "männlich" beantwortet. Dabei verlockt durchaus die Unterstellung einer gewissen stimulusbezogenen Objektivität, was etwa prosodische Aspekte und die (häufig rüde) Artikulation betrifft (siehe analog: "Preußischer Kasernenton"); dies gilt andererseits mit Vorbehalt, wenn wir die Auswahl der Korpora und insbesondere der Sprachproben betrachten, wobei eine deutliche Männerdominanz besteht.

Die Unterstellung subjektiver Sprachkonzepte bestätigt sich weitgehend nach unserer Ermittlung; dabei scheint die Diskrepanz der Altersgruppen (Korpora U25 versus Ü45) vor dem Hintergrund der Vor- und Nachwende-Ära *den* Roten Faden zu weisen und wirft ein Schlaglicht auf etwaige Sprachwandelprozesse. So fragt z.B. Wölke³⁹: "Gibt es noch die Berliner Schnauze, was ist das überhaupt und wer spricht noch so in Berlin?" Dazu stellt Reiher in ihren Mundartuntersuchungen fest⁴⁰: "Dass die Berliner Schnauze auf dem Rückzug" sei. "Im Westen galt der Dialekt schon lange als Proletendeutsch, nun wird er auch bei den Ost-Berlinern zunehmend unbeliebt". Der Berliner Dialekt genieße "heutzutage kaum ein großes Ansehen." So beweist es in der Tat auch unsere kleine Studie, indem durch jüngere Korpora eine signifikante Gleichgültigkeit, latente Entfremdung, wenn nicht bewusste Distanzierung von der Berliner Mundartsprache zu beobachten ist.

Das betrifft zuerst einmal die konkrete Sprachsozialisation, wobei die Älteren aus dem eigenbiographischen Füllhorn schöpfen, während die jüngeren Gewährspersonen wenig oder gar keine Querverbindungen ziehen, was z.B. etwaige "Mundartpaten" betrifft bzw. weiterreichende persönliche Erfahrungen über die populäre Mediensozialisation (Comedy etc.) hinaus. Es seien höchstens noch die (älteren) Verwandten, (ärmeren) Bekannten bzw. gewisse (eher proletarische) Berufszweige mundartsprachlich aktiv, wobei immer wieder verlautet wird (O-Ton): "So würde ich aber nur..." – in *heimlichen* Nischen sprechen, sei es "in der Familie (aber auch nur im Kreis der armen Landeier)", "auf der Baustelle" oder "halb angetrunken auf abendlicher Kneipentour". Hier wird vor dem Hintergrund von Domänisierung und Stigmatisierung deutlich, warum der Dialektgebrauch zunehmend aus dem (zumindest Berlinerischen) Alltag verschwindet.

³⁸ Vergl.: Sympathiewerte von Mundarten nach Allensbach- (2008) und GFM-Getas-Umfrage (1999).

³⁹ Wölke: *Icke, dette, kieke mal – du weest schon, wat ick meene!*, S.1.

⁴⁰ Reiher: *Schrippe, Stulle und Molle*, S. 1.

Wir können auch die Diskrepanz soziolokaler Konzepte bestätigen, wie sie Reiher vor dem Hintergrund der als besonderes Sozialbiotop wirksamen "Insel Berlin" während der Mauerjahre erläutert: Es steht meist dem Bild des West-Berliner "Kiezproleten (aus Wedding oder Kreuzberg)" "der Ost-Berliner bzw. periphere Brandenburger" gegenüber. Diese traditionelle Mundartverortung ist aber nach der Wende in Auflösung begriffen; so geschieht im Dialektkonzept auch unserer Gewährspersonen eine hohe Projektion auf das Ost-Berliner Umland (wenn nicht überhaupt "die alte DDR"). Davon abgesehen lassen sich kaum weitere historisch-politische Ableitungen erkennen – es sei denn vereinzelte Einlassungen zum "typisch Preußischen Kasernenton", welcher sich indes nach durchaus objektiven Kriterien quasi prosodisch mit der "rauen Kiezsprache aus dem Arbeitermilieu" verträgt.

Sämtlichen Korpora und Zeiten zugrunde liegt, mit dem Begriff der "Berliner Kodderschнауze" umschrieben, das immer selbe Sprachkonzept: Berlinerisch sei DIE Lautzeichnung DES Proletariers schlechthin. Diesem einmütig unterstellten Soziotypen – "Der Mann aus dem Volk" – stehen indes diametral unterschiedliche Wertungen gegenüber, die zwischen "rau aber herzlich" (älterer Einheimischer) sowie "ruppig und unhöflich" (meist jüngerer Probanden) wechseln; das autobiographische Selbstkonzept älterer Eingeborener steht hier deutlich gegen die vehemente Distanzierung der Jüngeren – Welcher junge Erwachsene will schon heute, ob in Ost oder West, als "Kneipenprolet" oder "Ostalgiker" gelten?

Vor dem Hintergrund laufender Sprachwandelprozesse im Fokus der Nach-Wende-Generation mit u.a. den Einflüssen der Globalisierung und sog. Multi-Kulti-Sozialisation dürfte die Gültigkeit traditioneller Spracheinstellungen bzw. -Almanache angezweifelt werden. Schreibt Kiaulehn in seinem weiter viel zitierten Standardwerk von 1965: "Jeder (sic!) geborene Berliner berlinert, und wenn einer berlinern kann, ist es ein Vergnügen, ihn zu hören"⁴¹ – hier spricht offenbar ein Lokalpatriot –, liegen Welten zwischen seinen und aktuellen Sprachkonzepten. Wer spricht heute noch und/oder empfindet es so oder so ähnlich? Dazu resümiert noch einmal Reiher in Bezug auf die Nach-Wende-Zeit (2002): "Wie sieht es nun heute (nach gut zwölfjähriger) Entwicklung aus? "Die Berliner Schnauze IST auf dem Rückzug." – Dem ist nichts hinzuzufügen.



... Dit jibs jaa so nichma.

10 AS 15

⁴¹ Kiaulehn: Der richtige Berliner in Wörter und Redensarten, Vorwort.

5. Quellen

Primär

Schlecht, André, empirisches Erfassungsmaterial (HH/B, Juni bis September 2015).

Sekundär Misc.

Atteslander, Peter, Methoden der empirischen Sozialforschung, 12. Auflage (2008).

Der kleine Duden, Sonderausgabe Berlin(erisch), Dudenverlag (2005).

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von
Elmar Seebold, 24. Auflage, de Gruyter Verlag (2002),
darin Stichworte: *Berlinerisch & Brandenburgisch*.

Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung
(Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band I),
herausgegeben von Werner Besch, de Gruyter Verlag (1982),
darin S. 441 ff: *Aufsatz zur Pragmatischen Dialektverwendung*.

Meibauer et al., Einführung in die germanistische Linguistik,
Verlag J.B.Metzler 2. Auflage (2007).

Schwerpunkt Salienz

Auer, Peter, Anmerkungen zum Salienzbegriff in der Soziolinguistik,
Aufsatz in: Linguistik online 66, 4/14 (2014), S. 7-20.

Purschke, Christoph, „I remember it like it was interesting.“ – Zur Theorie von Salienz
und Pertinenz, Aufsatz in: Linguistik online 66, 4/14 (2014), S. 31-50.

Schirmunski, Victor, Die schwäbischen Mundarten in Transkaukasien und der
Südukraine (1929). Vorliegend: Mehrere zeitgenössische Aufsätze.

Schwerpunkt Konzepte

Hundt, Markus, Lehrmaterial zur Dialektbewertung, Ringvorlesung an der
Technischen Universität Dresden (2009):
Beliebte und unbeliebte Dialekte.
Theorien und Methoden im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie.

Kiaulehn, Walther, Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten,
Verlag C.H. Beck (1965).

Reiher, Ruth (Prof. für Linguistik an der HUB), Berlinisch heute –
Kompetenz - Verwendung - Bewertung, Peter Lang Verlag (2001).

Dies., "Schrippe, Stulle und Molle" – Die Berliner Schnauze ist auf dem Rückzug,
Aufsatz im Verlag der Humboldt-Universität Berlin (2002).

Wölke, Janin, „Icke, dette, kieke mal – du weest schon, wat ick meene!“ –
Gibt es noch die Berliner Schnauze, was ist das überhaupt und wer spricht
noch so in Berlin? Aufsatz an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (2008).

Anlage I Teilauswertung (Kladde) der Seminarübung Ü45

(Juni 2015)

		Diskursive Merkmale	Feststellbar
①	66 m HK Neandertal	Mutter + Kind = Grundformel! alle, die, wenn immer Plausibler Melodie (schon, ist typisch / selbsterleutend) aufhört	"Mutter für die - Plausibler" (Grundformel) = "weder ent/hypotetisch" / hier pos. Eindruck!
②	67 w HK Teilbau	Mutter + Kind = Grundformel! ich, ich, typisch (infantile) / kennst du: Mutter gehört (Grundformel)	"Kenne dich, ergebst dich" (Grundformel) Grundformel (100%) "Kenne dich" hier neutral / "Kenne dich"
③	80 w HH Velef-	Grundformel, das selbsterleutend! Mutter + Kind = Grundformel! Tasche: Grundformel!	"Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich" "Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich" (hier neutral / wertlos)
④	75 m BB/HH Prof.	Grundformel II "Stange an dem ersten Wedel" (bender) Gebell: Jedes einzelne Plausibler Melodie selbsterleutend!	Vor: "Kenne dich, ich bin ein Kind" (! Selbsterleutend in BB), das selbsterleutend! "Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich" "Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich"
⑤	45 m BB (+X) Lila	Alle: Grundformel, Plausibler selbsterleutend	"Kenne dich, ich bin ein Kind" Kenne dich + Kind assoziiert: Plausibler Selbsterleutend / Plausibler Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich "Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich"
⑥	70 m NUR B Ur original / bedeutend	Grundformel, Plausibler "Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich" !!	Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich "Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich"
⑦	60 w 1. Siedung später B (100%)	Grundformel, Plausibler + Satz: "Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich" (→ Conceden-Kennzeichen)	"Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich" - Siedung: KENN D. Siedung (Kenne dich, ich bin ein Kind, ich darf dich) (→ Conceden-Kennzeichen)
⑧	X		

Anlage II Exemplarischer Lösungsbogen U25 – Seite 1 (SP Sprachmerkmale)

Seminar Salienzforschung

Laienlinguistische Datenerfassung zur Berlinerischen Mundart

2

I Spracherkennung

Datum: 8-9/2015

II

- **Personendaten** (keene Bange – anonym!)

D!

- Alter: 23
- Geschlecht: weiblich
- Herkunftsort/land: Weindorf/Wolfsburg
- Wie lange leben Sie in Berlin? 2 Jahre
- Haben Sie sprachliche Vorkenntnisse in einer oder mehreren Fremdsprachen bzw. Mundarten? Englisch, Französisch
Wenn ja, in welchen:

- Fragestellung

Fallen Ihnen Sprachmerkmale (Phrasen, Wörter, Laute) auf, die für Sie "typisch Berlinerisch" klingen bzw. vom "Hochdeutschen" abweichen?

Bitte ordnen Sie diese nacheinander einzeln den vorgestellten Tonbeispielen zu:

Satz 1 lck | lch ✓

Satz 2 Keule | Kollege ✓ gut + bestat

Satz 3 $\text{Dir is} / \text{Das ist}$ ✓ (jed) ✓

Satz 4 Ich hab keine... / Ich habe keine... ✓ ~~K. d. S.~~ - ~~h. d. S.~~ ^{h. d. S.}

Satz 5 lang geht / lang geht ok, s.d. $\ominus$

Satz 6 gut kannst du | gut kannst du ✓

Satz 7 Nagut ; jehn ; kirsche | Nagut ; gehen ; Kirche W

Satz 8 mit d'Freundin gesehen | mit der Freundin gesehen mitte Kasste und Wandlung *

Satz 9 Was⁺ soll'n dit | Was soll den das Synkope OK wie meist

Satz 10 Wat wensten ^{mir}gejaun; whatten...

! Was weinst du denn;
hat mich gehauen;
Was denn...

→ SP laut Lech21

② Granulite "gibt es hier unter"?!

Anlage III Exemplarischer Lösungsbogen U25 – Seite 2 (SP Soziolinguistik)

Seminar Salienzforschung

Laienlinguistische Datenerfassung zur Berlinerischen Mundart

2

II Spracherkennung und Spracheinstellung

• Linguistische Merkmale

Bitte ordnen Sie noch einmal die Ihnen auffälligen Sprachmerkmale den Tonbeispielen zu:

Satz 1 Ich liebe dir | det wes ick nicht | uff jeden fall ! !
 (u ff) Lautverständige OK
Granuläre Verwirr !!

Satz 2 schlach ne schebe in zwee ; mir nicht nisch 's draus ; noch ene raus
Lautverständige !! (u) Wird keine
Konstruktion !

• Bewertung nach ästhetischen und empathischen Gesichtspunkten

Wie bewerten Sie den Berliner Dialekt (der hier vorgestellten Tonbeispiele)?
 Bitte kreuzen Sie in den drei folgenden Zeilen jeweils eine Antwort an:

eher männlich ☒ 100%	neutral	eher weiblich
eher unsympathisch	neutral	eher sympathisch ☒ Ansehne !
eher hässlich	neutral ☒	eher hübsch

• Persönliche Assoziationen

Können Sie mit der Berlinerischen Mundart (der hier vorgestellten Tonbeispiele) bestimmte (lokale, soziale, politische, historische oder eigenbiographische) Ableitungen verbinden?
 Werden Ihrer Meinung nach spezifische "Soziotypen" bzw. "Temperamente" gezeichnet?

Ich persönlich mag den berliner Dialekt, er klingt locker, aufgeschlossen
und sympatisch. Ich kenne aber auch nur Männer die so sprechen
und nur mit vereinzelten Wörtern, also keine Fremdwörter die sonst
niemand aus anderen Regionen verstehen würde. Prenzlauer berg - Sozialarbeiter

Meinen Sie, dass Jemand irgendwo so spricht? Wenn ja, unter welchen Umständen?

Ungefähr den Anteil der eigenen NICHT-Berliner
Männer: 100% Daddelt ! ist Daddelt
(Fehlens = Berlin aus) heißt
(nicht mehr !!)

• Misc Raum für sonstige Bemerkungen (z.B. "Watt soll'n son dröges Zeugs?!")

Ich fand die Befragung gut ; außer das
 es für mich schwer war das Berlineische
 aufzuschreiben. Dafür du gut gelöst ☺!

8 AS 15



2

Anlage IV Multimedia-Dateien sämtlicher Sprachproben

Ordner 0_gruppenübung_juni 2 Dateien (m4a)

Sprecherin 0: Studentin Frau Hardenberg
Aufnahme: Im Juni 2015

Ordner 1_alle-ori

18 Dateien (wav)

Ordner 2_auswahl

12 Dateien (wav)

Ordner 3_entfällt

6 Dateien (wav)

Sprecher 1-3: OStDir. a.D. Bernardo Künkel
Aufnahme: Im August 2015